Jugendverbände der Gemeinschaft Christlichen Lebens
(Hrsg.)

ICH – WIR – HIER

Mit Jugendlichen heilige Orte im Alltag entdecken

Projektbericht

Augsburg, 2011

Inhaltsverzeichnis

Einleitung ... 3

1 Ausgangspunkt, Ansatz und Ziele des Projekts ... 5

1.1 Ausgangspunkt: Beobachtungen in der jugendverbandlichen Praxis 5

1.2 Ansatz und Ziele ... 6

2 Schritte der Projektdurchführung ... 9

2.1 Konzeptionelle Arbeit und wissenschaftliche Reflexion ... 9

2.2 Veranstaltungsformen ... 10

2.2.1 Mehrtägige Veranstaltungen ... 11

2.2.2 Kleinere Formen und Arbeitseinheiten ... 12

2.2.3 „ICH-WIR-HIER für alle“ ... 12

2.3 Perspektiven ... 13

3 Erkundungen und Erkenntnisse ... 14

3.1 Projekterfahrungen exemplarisch ausgewertet ... 15

3.1.1 Gottsuche im Internet –
Erkundungen und Erkenntnisse zum Prinzip der Lebensweltorientierung ... 15

3.1.2 „Orte, die ich mit Gott in Verbindung bringe“ –
Erkundungen und Erkenntnisse zur Ermöglichung von Glaubenskommunikation .. 19

3.1.3 „Mittendrin in Augsburg“ –
Erkundungen und Erkenntnisse zum Prinzip der sozialräumlichen Orientierung 25

3.2 Neuer Blick auf alte Fragen ... 29

3.2.1 Die Grundlage:
Echtes Interesse an Jugendlichen ... 29

3.2.2 Der Ausgangspunkt:
Erstmal das Gespräch über das, was persönlich bedeutsam ist ... 31

3.2.3 Die Erfolgsgaranten:
Vertraute Menschen und vertraute Methoden ... 32

3.2.4 Das Kraftzentrum:
Die wert-volle Gemeinschaft ... 33

3.2.5 Die Herausforderung:
Das Überwinden von Sprachbarrieren ... 34

3.2.6 Der Selbstanspruch:
Freiräume bieten und Dürfen statt Müssen ... 36

3.3 Jugendverbände als Orte der Glaubenskommunikation ... 37

3.4 Erfahrung von Verbundenheit als Kern von Spiritualität und ihrer Entwicklung ... 38

Einleitung

Das Projekt „ICH-WIR-HIER“ (kurz: IWH) ist ein Versuch, die Zeichen der Zeit im Leben von Jugendlichen realistisch wahr- und dadurch ernstzunehmen, dass Haltungen und Angebote der Jugendpastoral an ihnen orientiert weiterentwickelt werden. Damit verbunden war es auch ein Ziel des Projekts, die persönlichen, sozialen, spirituellen, interkulturellen und interreligiösen Kompetenzen von Jugendlichen zu fördern.

Erste Vorüberlegungen für das Projekt gab es in den Bundesleitungen der J-GCL bereits im Jahr 2009. Gestartet wurde es dann im Jahr 2010 für eine Laufzeit von zwei Jahren.

Wir freuen uns, im vorliegenden Bericht in einem ersten Teil Konzeption, Durchführung und Erfahrungen sowie in einem zweiten Teil konkrete Methoden und Veranstaltungsformate von „ICH-WIR-HIER“ vorstellen zu können. Wir tun dies in der Hoffnung, möglichst viele Verantwortliche in der Jugendpastoral zu eigenem Nachdenken, Experimentieren und Weiterentwickeln zu animieren.

Das Projekt wäre in dieser Form nicht möglich gewesen, hätten sich nicht viele an seiner Konzeption, Durchführung und Auswertung beteiligt. An erster Stelle sei Herrn Dr. Frank Beyersdörfer gedankt, der bis zum Januar 2010 das Amt des Kirchlichen Assistenten der GCL-JM auf Bundesebene innehatte und in dieser Funktion „ICH-WIR-HIER“ maßgeblich mit auf den Weg brachte. Weiterer Dank gilt dem Verband der Diözesen Deutschlands sowie den Mitgliedern und Mitarbeiterinnen bzw. Mitarbeitern der Jugendkommission der DBK und der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge.

Die Durchführung des Projekts wäre nicht möglich gewesen ohne das tatkräftige Mitwirken vieler Jugendlicher und junger Erwachsener sowie der Multiplikatorinnen und Multiplikatoren, die sich ehren- oder hauptamtlich auf den unterschiedlichen Ebenen der J-GCL engagieren.

Namentlich bedanken wir uns bei Prof. Dr. Hans Mendl für die wissenschaftliche Beratung in allen Stadien des Projektverlaufs. Außerdem gilt unser herzlicher Dank Herrn Weihbischof Dr. Nikolaus Schwerdtfeger, der von Seiten der Jugendkommission stets einen guten Kontakt zu den J-GCL pflegte, für seine Ermutigung und seine Anregungen. Wir danken Angela Schlenkrich für die Korrekturarbeit sowie unserer Geschäftsführerin Renate Fischer für die Mitarbeit und Unterstützung in vielfältiger Weise.

Nun wünschen wir allen Leserinnen und Lesern dieses Abschlussberichtes eine interessante und inspirierende Lektüre.

Augsburg, im Dezember 2011

Dorothea Gnau
Kirchliche Assistentin der GCL-MF

Florian Meier
Kirchlicher Assistent der GCL-JM

Birgit Springer
Referentin für Mädchen- und Frauenarbeit/Gender Mainstreaming

Projektbericht

1 Ausgangspunkt, Ansatz und Ziele des Projekts

1.1 Ausgangspunkt: Beobachtungen in der jugendverbandlichen Praxis

Ausgangspunkt für das Projekt „ICH-WIR-HIER“ waren verschiedene Beobachtungen in der eigenen jugendpastoralen Praxis, die zum Teil deckungsgleich sind mit den Erkenntnissen diverser Jugendstudien der vergangenen zehn Jahre, aber in manchen Bereichen auch darüber hinaus gehen und somit jugendverbandliche Spezifika vermuten lassen.

(a) Jugendliche und Orte

Wo halten sich Jugendliche auf? Welche Orte haben für sie hohe Relevanz, auch wenn es um ihren Weg zum bzw. im Glauben geht? – Es ist eine zentrale Entwicklungsaufgabe der Jugendphase, sich durch konkrete Entscheidungen im eigenen Leben zu verorten. Jugendliche zeigen zwar einerseits punktuell eine große Bereitschaft zur Mobilität, der aber andererseits eine hohe Verhaftung im lokalen Nahraum gegenüber steht. Sie wachsen zunehmend hin und her gerissen zwischen mehreren familiären Orten (Patchwork-Familien bzw. getrennten Elternteilen) auf. Jugendliche verstehen den eigenen Verband durchaus als einen Ort, wo sie Gemeinschaft und tragfähige Beziehungen erfahren, Glauben leben, aber auch anfragen können.

(b) Jugendliche und Spiritualität

Die von BDKJ und MISEREOR im Jahr 2008 vorgestellte SINUS-U27-Studie attestiert fast allen jugendlichen Milieus durchaus eine Offenheit für spirituelle Fragen und Themen.[1] Gleichzeitig nehmen wir in unserer alltäglichen Arbeit wahr, dass selbst für eine Vielzahl der Jugendlichen, die sich in katholischen Verbänden engagieren, spirituelle und

[1] Vgl. Bund der Deutschen Katholischen Jugend, Bischöfliches Hilfswerk MISEREOR (Hrsg.), Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U27, Düsseldorf 2008.

kirchliche Traditionen nicht mehr selbstverständlich sind oder – falls Jugendliche kirchliche Formen doch noch pflegen – damit ein Gefühl verbunden ist, Exot bzw. Exotin in einer scheinbar immer säkularer werdenden Gesellschaft zu sein.[2] Die Fokussierung auf Spiritualität im Alltag der Jugendlichen und im Alltag der jugendverbandlichen Arbeit war daher wesentliches Element aller Maßnahmen des Projekts.

(c) Jugendliche und Weiterentwicklung von Jugendpastoral

Aufgrund der ausgeprägten Kontinuität ihrer Arbeit eignen sich Jugendverbände besonders als Experimentierfelder jugendpastoraler Praxis. Hier können neue pastorale Konzepte modellhaft entwickelt und erprobt werden. Zusammenarbeit und Vernetzung von verschiedensten Akteurinnen und Akteuren jugendpastoraler Theorie und Praxis (dazu gehören auch die Jugendlichen selbst!) ermöglichen wertvolle Synergieeffekte.

1.2 Ansatz und Ziele

In der Reflexion unserer Beobachtungen in der jugendverbandlichen Praxis, in der Tradition der die J-GCL prägenden ignatianischen Pädagogik[3] und in Auseinandersetzung mit Konzepten einer sozialraum-, lebenswelt- und kompetenzorientierten Jugendpastoral kristallisierten sich vier Grundperspektiven für die Konzeption des Projekts heraus. An ihnen entlang sollte versucht werden, Jugendlichen Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen und zusammen mit ihnen modellhaft tragfähige, zeit- und jugendgemäße Perspektiven und Formen christlicher Jugendverbandsarbeit und Jugendpastoral zu entwickeln.

Ziel 1: „ICH-WIR-HIER“ – ein Projekt für Jugendliche

Das Projekt sollte die persönliche Lebensgestaltung (**„ICH“**-Perspektive) sowie die Gestaltung ihres Miteinanders (**„WIR“**-Perspektive) in den Blick nehmen und schließlich auch den Blick auf die Situation „vor Ort“, also quasi direkt vor der eigenen Haustür, richten (**„HIER“**-Perspektive).

Zu diesen drei Grundperspektiven kommt eine weitere, nämlich die für die Konzeption des Projekts entscheidende vierte Perspektive hinzu. So sollte der – nach christlichem Verständnis untrennbare – innere Zusammenhang von „ICH“, „WIR“ und „HIER“ in allen Phasen des Projekts mitgedacht werden. Aus dieser Vernetzung sollte den Jugendlichen deutlich werden, dass sie als „ICH“ immer in direkter Beziehung mit und durchaus auch in Abhängigkeit vom „WIR“ sind, wenn es darum geht, den christlichen

[2] Die meisten Ortsgemeinschaften der J-GCL sind an (katholischen) Schulen organisiert und gestalten dort in unterschiedlichster Form den Schulalltag mit. Bei einem Workshop, der Anfang 2011 im Rahmen eines bundesweiten Treffens der J-GCL durchgeführt wurde, stimmten die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Aussage zu, ihre Gemeinschaft würde von Mitschülerinnen und Mitschülern oft abschätzig als „Sekte“ bezeichnet.

[3] Grundlegendes zu ignatianischer Pädagogik siehe Philipp Görtz, Nach den Sternen greifen. Ignatianische Schulpastoral und Kollegseelsorge. Konzeptionelle Erwägungen und Konkretisierungen, Bonn 2010, 132-168.

Glauben zu leben. Und weder alleine noch in Gemeinschaft ist dieser Glaube reiner Selbstzweck, sondern verwirklicht sich erst vollkommen, wenn er nach außen geht und im „HIER“ und jetzt eine Umsetzung findet (**„ICH-WIR-HIER“**-Perspektive).

Aus den vier Grundperspektiven ergaben sich folgende Teilziele:

(1) ICH: Erschließen heiliger Orte im eigenen Leben

In diesem Modul stehen Fragen der persönlichen Lebensgestaltung im Mittelpunkt, z.B.: Jugendliche begeben sich auf die Suche nach Orten (im konkreten wie im übertragenen Sinn), die ihnen helfen, „Gott in allen Dingen zu suchen und zu finden“ (Ignatius v. Loyola). Alltagstaugliche Elemente christlicher Lebenskultur sollen thematisiert, ausprobiert und eingeübt werden, z.B. Rhythmen, Rituale und Unterbrechungen.

(2) WIR: An scheinbar profanen Orten christlicher Gemeinschaft spirituelle Kultur entwickeln

Hier wird der Blick auf die Praxis der verbandlichen Alltagsarbeit gelenkt. Jugendliche werden darauf aufmerksam, wie implizite und explizite spirituelle Elemente gelebt werden (können), wie das Miteinander ein „heiliger/geistlicher Ort“ sein kann. Sie werden ermutigt, in diesem Bereich mit entsprechender Unterstützung weiter zu experimentieren.

(3) HIER: Aus dem Glauben heraus „vor Ort“ Verantwortung übernehmen

Ziel dieses Moduls ist es, einen „sozialräumlichen Blick“ zu schulen und die Welt wahrzunehmen, wie sie direkt vor der Haustür der Jugendlichen besteht. Konkret bedeutet dies, sich die Menschen und Einrichtungen der eigenen Wohnumgebung einmal genauer anzusehen bzw. mit ihnen in Kontakt zu treten. Das heißt auch, „Orte des Befremdens“ aufzusuchen und zu erleben, wie christlicher Glaube im Handeln konkret, glaubwürdig und tragfähig werden kann.

(4) ICH-WIR-HIER: Der Blick aufs ganze (Zusammen-)Leben.

Egal, auf welches der ersten drei Module der Schwerpunkt gelegt wurde, immer ging es darum, die Aufmerksamkeit auf den inneren Zusammenhang der drei Perspektiven zu richten und ihn herauszustreichen.

Ziel 2: „ICH-WIR-HIER“ – ein Projekt zur Weiterentwicklung von Jugendpastoral

Was hat sich in der Lebenswelt und -wirklichkeit Jugendlicher in den letzten Jahren verändert? Was zeichnet sie aus? Wie sind heutige Jugendliche spirituell ansprechbar? Wie können wir sie heute auf dem Weg zu einem eigenen und engagierten Glauben begleiten? – Auf diese und ähnliche Fragen wollten wir durch unser Projekt Antworten finden, entsprechende Methoden und Veranstaltungsformate für Jugendliche und junge Erwachsene entwickeln und ausprobieren.

Durch wissenschaftliche Begleitung sowie durch stete und kleinschrittige Reflexion in allen Phasen des Projekts sollten die Erfahrungen und Ergebnisse für den jugendpastoralen Diskurs so aufbereitet werden, dass sie ihn im Blick auf Sicht- und Arbeitsweisen anregen und voranbringen.

Ziel 3: „ICH-WIR-HIER“ – ein Projekt für Synergie und Nachhaltigkeit

Synergie

Wir haben in unserem Projekt eine enge Vernetzung und Kooperation der verschiedenen Ebenen, Entwicklerinnen bzw. Entwicklern und Trägerinnen bzw. Trägern von Jugendpastoral angestrebt. Grund hierfür sind nicht nur knapper werdende Ressourcen, sondern vor allem, dass Vernetzung und Kooperation durch die entstehenden Synergieeffekte die Qualität der eigenen Arbeit effektiv zu fördern vermag. Es war uns daher wichtig, die unterschiedlichen Ebenen unserer verbandlichen Arbeit einzubinden, von den Ortsgemeinschaften über die Diözesan- bis hin zur Bundesebene, aber auch andere Institutionen und Personen, die sich in Theorie und Praxis mit Jugendpastoral befassen.

Eine weitere wichtige Motivation zu Kooperation und Vernetzung war und ist unsere Überzeugung, dass es sich für „beide Seiten“ lohnt, in der Jugendpastoral Kirche und Gesellschaft viel stärker als bisher in Kontakt zu bringen, indem beispielsweise Jugendliche durch pastorale Angebote Orten und Menschen in ihrem sozialen Nahraum begegnen und mit ihnen Verbindungen aufnehmen können, die ihnen vorher undenkbar schienen. Deshalb sollten im Rahmen des Projekts über die eigenen Verbändegrenzen hinaus Kontakte zu kommunalen, staatlichen und kirchlichen Einrichtungen vertieft bzw. neu geknüpft werden.

Die Zusammenarbeit war wesentliches Element in allen Phasen des Projekts, also von Beginn an bei der Konzeption, später bei der Durchführung der einzelnen Maßnahmen bis schließlich hin zur Auswertung.

Nachhaltigkeit

In allen Phasen des Projekts war eines unserer Hauptanliegen, die Erfahrungen für die Jugendlichen wie auch die angestoßenen Prozesse und Kooperationen möglichst nachhaltig zu gestalten, damit die Wirkung des Projekts gerade auch für die Jugendlichen über das Ende der Projekt-Laufzeit anhält.

Die Erfahrungen aus IWH sollten darüber hinaus möglichst vielen Verantwortlichen in der kirchlichen Jugend(verbands)arbeit – in den eigenen Verbänden wie über die Verbandsgrenzen hinaus – zur Verfügung gestellt werden. Neben diesem Abschlussbericht und der Publikation der einzelnen Methoden sollen deshalb die Projektergebnisse auf Plattformen des jugendpastoralen Austauschs und einer eigens eingerichteten Homepage zugänglich gemacht werden.

2 Schritte der Projektdurchführung

Ausgehend von den oben dargestellten Ideen und Gedanken haben wir uns mit Jugendlichen unserer Verbände auf den Weg gemacht, um mit ihnen heilige Orte in ihrem Alltag zu entdecken. Die konkrete Durchführung des Projekts erfolgte in mehreren Schritten und auf unterschiedlichen Ebenen.

2.1 Konzeptionelle Arbeit und wissenschaftliche Reflexion

Zur Koordination der Arbeit wurde zu Beginn der Projektlaufzeit eine Steuerungsgruppe bestehend aus Dorothea Gnau (Kirchliche Assistentin der GCL-MF), Florian Meier (Kirchlicher Assistent der GCL-JM) und Birgit Springer (Referentin der GCL-MF) eingesetzt.

Die Gesamtkonzeption des Projekts entstand in vielen Treffen der Steuerungsgruppe. Die Konzeption der einzelnen Projektveranstaltungen wurde von den jeweiligen Vorbereitungsteams mit Hilfe von persönlichen Treffen, Telefonkonferenzen, Chats und E-Mails auf den Weg gebracht. Diese Vorbereitungsteams bestanden aus Haupt- und Ehrenamtlichen aus den jeweiligen Ortsgemeinschaften und Diözesanverbänden (Augsburg, Speyer, Aachen, Berlin und Bamberg) und jeweils einem Mitglied der Steuerungsgruppe.

Die Konzeption des Projekts wurde dem wissenschaftlichen Begleiter des Projekts, Prof. Dr. Hans Mendl, vorgestellt und durch vertiefende wissenschaftliche Reflexion und Praxisberatung mit ihm zusammen weiterentwickelt.

Darüber hinaus fanden Gespräche mit der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz (afj) statt, namentlich mit der früheren Geschäftsführerin der Arbeitsstelle Sabine Wißdorf, mit dem derzeitigen geschäftsführenden Referenten Markus Etscheid-Stams und mit der Referentin für Jugendpastorale Bildung Eileen Krauße. Ihnen stellten wir unser Projekt vor und loteten Möglichkeiten zur Kooperation aus, insbesondere bezüglich der Rezeption und Weiterentwicklung der Projektergebnisse.

Weitere wichtige Impulse erhielten wir durch die Planungs- und Auswertungsgespräche mit unseren Kooperationspartnerinnen und -partnern vor Ort, hauptsächlich mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Vereins „Tür an Tür e.V.“ in Augsburg, der in verschiedenen Integrationsprojekten für Flüchtlinge aktiv ist. Hinzu kamen Vorgespräche mit anderen Einrichtungen in Augsburg, Landau in der Pfalz und Bamberg, mit denen Möglichkeiten der Kooperation ausgelotet wurden. Solche Gespräche führten wir beispielsweise in Augsburg mit einer Beratungsstelle, die ein (ähnlich wie die Telefonseelsorge arbeitendes) türkisch- und russischsprachiges „Sorgentelefon“ betreibt, mit der Katholischen Jugendfürsorge, der Bahnhofsmission, der Telefonseelsorge und mit dem Kinderschutzbund, in Landau mit einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung sowie in Bamberg mit dem Projekt „Menschen in Not“, der „Bamberger Tafel“ und der „Oase – Begegnungsstätte für Behinderte und psychisch Kranke“. Ein Hindernis für die Kooperation war häufig, dass unsere Projektveranstaltungen wegen der schulischen Verpflichtungen der Jugendlichen nur an einem Wochenende stattfinden konnten, die Einrichtungen hingegen häufig nur unter der Woche geöffnet sind. Hervorzuheben ist dennoch das durchgängig große Interesse an unserer Projektidee, auf das wir bei allen Einrichtungen stießen.

Um auf einer möglichst breiten Basis zu Projektergebnissen zu gelangen, wurden Veranstaltungen an unterschiedlichen Standorten, in unterschiedlichen Formen und auf unterschiedlichen verbandlichen Ebenen durchgeführt. Auch hinsichtlich der zeitlichen Dauer wurde ein breites Spektrum abgedeckt: vom 15-minütigen Morgenimpuls bis hin zur siebentägigen „Woche gemeinsamen Lebens“.

2.2 Veranstaltungsformen

Für die Wahl der Veranstaltungsorte und -formen waren mehrere Gedanken leitend:

Bereits bei der Entwicklung der Projektidee und noch zunehmend bei der weiteren konzeptionellen Erarbeitung kristallisierte sich heraus, dass der innere Zusammenhang und die Verbindung der vier Dimensionen „ICH“, „WIR“ und „HIER“ den Kern des Projekts ausmacht. Es sollten daher Veranstaltungsformate entwickelt werden, bei denen der Schwerpunkt auf einem der drei Aspekte liegt und zugleich immer auch der Zusammenhang von „ICH-WIR-HIER“ die Hintergrundfolie bildet, auf der diese Schwerpunktsetzung ruht.

Neben der Schwerpunktsetzung auf je einem Modul bei den meisten Einzelmaßnahmen sollten zusätzlich noch Angebotsformate entwickelt werden, in denen Einheiten zu jedem der drei Aspekte „ICH“, „WIR“ und „HIER“ enthalten sind. Dabei sollte „ICH-WIR-HIER“ den thematischen Bogen bilden, der sowohl die Einheiten verbindet als auch explizit thematisiert wird.

Mit der Auswahl der Projekt-Standorte sollte in mehrfacher Hinsicht ein möglichst breites Spektrum abgedeckt werden (z.B. Stadt-Land, unterschiedliche Struktur und Aus-

stattung der jugendverbandlichen Arbeit vor Ort usw.). Um die Projektveranstaltungen vor Ort verlässlich, kontinuierlich sowie qualifiziert begleitet und nachhaltig durchführen zu können, wurde vor allem darauf geachtet, qualifizierte Haupt- und Ehrenamtliche vor Ort zur Mitarbeit zu gewinnen. Auf der Grundlage der genannten Überlegungen wurden Aachen, Augsburg, Bamberg, Berlin und Landau in der Pfalz als Standorte für Projektveranstaltungen ausgewählt.

2.2.1 Mehrtägige Veranstaltungen

Im Rahmen des Projekts wurden mehrere mehrtägige Veranstaltungen entwickelt und durchgeführt.

Mit dem Schwerpunkt auf den Modulbereichen „ICH“ und „WIR“ wurde beispielsweise eine Wochenende in Aachen angeboten. Daran teil nahmen Jugendliche aus Aachen selbst sowie aus Berlin, um so Erfahrungen aus der Zusammenarbeit zweier unterschiedlicher Diözesanverbände der J-GCL ableiten zu können. Inhaltlich ging es darum, mit Film- und Fotokamera ausgestattet für die einen in der eigenen, für die anderen in einer fremden Stadt Motive, Symbole oder auch Situationen festzuhalten, in denen sich für jede und jeden persönlich „Heiliges“ spiegelt. Aus all den individuellen Schnappschüssen entstand abschließend eine gemeinsame Foto-Collage („virtuelles Hungertuch“), die so auf einen Blick den gemeinsamen und zugleich sehr vielfältigen Blick auf Heiliges ausdrückt.

In Augsburg fand unter dem Titel „Mittendrin“ ein Projekt-Wochenende statt, bei dem der Fokus auf dem Aspekt „HIER“ lag. Durch ein „Sightseeing“ jenseits der üblichen Pfade sollten Jugendliche angeregt werden, Städte und Orte mit anderen Augen zu sehen, mit einem veränderten Blick zu reflektieren und das Wahrgenommene mit ihrem Glauben in Verbindung zu bringen. Wesentlicher Bestandteil war der Besuch von Gemeinschaftsunterkünften für Asylsuchende.

Um den gesamten Bogen von „ICH-WIR-HIER“ zu ziehen und um in einer Veranstaltung Einheiten zu allen Projektmodulen anzubieten, wurde auf ein bewährtes Veranstaltungsformat zurückgegriffen: die „Woche gemeinsamen Lebens“ („WGL“, andernorts auch „Lebenswoche“ bzw. „LeWo“ genannt)[4]. Hier verbringen Schülerinnen und Schüler eine ganz gewöhnliche Schulwoche zusammen. Sie wohnen während dieser Zeit in Gruppenräumen in der Nähe der Schule und gehen tagsüber ihren gewohnten Alltagsverpflichtungen nach (Schule, Sport, Musikunterricht, Nachhilfe usw.). Nach der Schule wird gemeinsam gekocht und gegessen und am Abend (wenn möglich auch am Nachmittag) finden thematische Einheiten statt. Der Tag wird gerahmt vom gemeinsamen Morgen- und Abendimpuls. In diesem, in vielen Jahren mit unterschiedlichen Themen erprobten Format wurde die diesjährige Woche gemeinsamen Lebens in Landau in der Pfalz im Rahmen unseres Projekts unter das Thema „ICH-WIR-HIER“ gestellt. Die Woche wurde mit Einheiten zu „ICH-WIR-HIER“ am ersten und am letzten Tag (siehe

[4] Vgl. Birgit Springer, Lebenswoche – Leben und Glauben im Schulalltag verbinden, in: Joachim Kittel, Werkbuch Schulpastoral. Methoden, Modelle und Ideen für die Praxis, Freiburg 2011, 127-137 und Birgit Springer, „... Scolae et vitae ...“: (Schul-)Leben und Glauben unter einen gemeinsamen Nenner bringen. Die Lebenswoche (LeWo) als Konzept ignatianischer Schulpastoral, in: Martina Jung, Joachim Kittel (Hrsg.), Schulpastoral konkret. Eine jugendverbandliche Perspektive, Düsseldorf 2004, 150-167.

IWH-Methode ICH-WIR-HIER Nr. 2 „IWH-Kaleidozyklus“ und siehe IWH-Methode ICH-WIR-HIER Nr. 1 „Gottesdienst 'Der Ort, wo Du stehst, ist heiliger Boden'“) begonnen und beendet. Die anderen gemeinsamen Nachmittags- oder Abendeinheiten wurden jeweils zu einem der drei Aspekte gestaltet. So gingen die Jugendlichen beispielsweise in einer Fotoaktion auf die Suche nach Orten, die sie mit Gott in Verbindung bringen („ICH“). Sie gestalteten Bilder von ihrer Gruppe („WIR“) und besuchten eine Einrichtung für Menschen mit Behinderung („HIER“). Morgenimpulse führten zum Thema des jeweiligen Tages hin, indem den Teilnehmenden eine Frage oder ein Text mit einem bestimmten Beobachtungsschwerpunkt mitgegeben wurde, der sie durch den Tag begleitete.

Der Gesamtablauf und die Gestaltung der einzelnen Einheiten sind in Teil 2 „Methoden und Veranstaltungsformate“ ausführlich dargestellt.

2.2.2 Kleinere Formen und Arbeitseinheiten

Projekte wie „ICH-WIR-HIER“ bleiben, wenn sie als mehrtägige Veranstaltungen durchgeführt werden, auf die begrenzte Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Maßnahme selbst beschränkt. Damit stehen diese Einheiten in der Gefahr, gleichsam als eigenständige „Events“ weitgehend isoliert vom verbandlichen Alltag zu bleiben. Daher war es uns von Anfang an ein wesentliches Anliegen, Angebote zu entwickeln, die sich problemlos in die Verbandsarbeit einbetten lassen. Im Gegensatz zu den in Organisation und Durchführung recht aufwändigen, mehrtägigen Veranstaltungen zeichneten sich die „kleineren Formen“ durch eine noch größere Experimentierfreude aus und boten Gelegenheit, spontan konzeptionelle Überlegungen neu auszurichten. Ein Beispiel hierfür ist die „Gottsuche im Internet“, die als thematische Einheit in ein gewöhnliches Treffen der Bundesleitungen integriert wurde.

Und auch altvertraute und in den Verbänden fest verankerte Formen wie Morgen- und Abendimpulse auf Konferenzen wurden an den Ideen von „ICH“, „WIR“ und „HIER“ ausgerichtet, um so das Projekt noch tiefer auf allen Ebenen der J-GCL zu verwurzeln und die Konzepte auf eine breite Basis zu stellen. Gemeinsam wurde so auch festgestellt, dass es durchaus an der Zeit war, das Repertoire der gewohnten Formen um neue Impulse zu bereichern.

2.2.3 „ICH-WIR-HIER für alle“

Ebenfalls mit dem Ziel, das Projekt auf eine breite verbandliche Basis zu stellen und zum weiteren Einsatz der im Rahmen des Projekts erarbeiteten Methoden und Materialien zu ermutigen (insbesondere in den Gruppen vor Ort), wurde zu jedem Modul eine E-Mail „ICH-WIR-HIER für alle“ zum Weiterleiten an alle Mitglieder in den Verbänden verschickt.

Die E-Mails enthielten jeweils einen fertig ausgearbeiteten Vorschlag zur Gestaltung einer Gruppenstunde oder einer anderen thematischen Einheit zum jeweiligen Thema. Auch wer diese nicht direkt vor Ort selbst ausprobieren konnte, bekam durch die

E-Mails nicht nur einen Einblick, was „die da auf Bundesebene“ gerade machen, sondern vor allem auch selbst eine Anregung zur persönlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Wie uns eine Teilnehmerin zurückmeldete, wurde diese durchaus genutzt: „Ich habe zwar selber keine Gruppenstunde, in der ich das machen könnte, aber das konnte man ja auch allein für sich machen, also nicht jeden Schritt, aber halt selber darüber nachdenken.“

2.3 Perspektiven

Was im Kontext der verbandlichen Jugendarbeit im Rahmen des Projekts „ICH-WIR-HIER“ exemplarisch erprobt wurde, kann in einem weiteren Schritt auf andere Felder der Jugendpastoral (z.B. Firmkatechese) übertragen werden.

- **Publikation des Konzeptes sowie der Projekt-Erfahrungen und -Ergebnisse**

Um das Konzept und die Ergebnisse des Projektes möglichst vielen Verantwortlichen in der Jugendpastoral zugänglich zu machen, gibt es die vorliegende Publikation, in der Vorüberlegungen, Planung, Durchführung, Projekt-Erfahrungen und -Ergebnisse dokumentiert werden und in der damit auch Perspektiven zur Weiterarbeit und Möglichkeiten zur Übertragung in andere jugendpastorale Felder aufgezeigt werden. Nicht zuletzt Teil 2 „Methoden und Veranstaltungsformate“ lädt zur eigenen Umsetzung ein.

- **Rezeption und Weiterentwicklung der Projekt-Ergebnisse verbändeintern und darüber hinaus in Kooperation mit anderen Trägerinnen und Trägern von Jugendpastoral**

Das Konzept, die konkreten Methoden und die Veranstaltungsformate von „ICH-WIR-HIER – Mit Jugendlichen heilige Orte im Alltag entdecken“ sollen innerhalb der J-GCL und darüber hinaus im Jahr 2012 publik gemacht, diskutiert und weiterentwickelt werden, z.B. auf jugendpastoralen Plattformen.

3 Erkundungen und Erkenntnisse

Im folgenden Kapitel möchten wir Auswertungsergebnisse des Projekts präsentieren.

- In einem ersten Teil (3.1 „Projekterfahrungen exemplarisch ausgewertet“) wollen wir Einblicke in Auswertungsprozesse bezogen auf ganz konkrete Projekt-Maßnahmen gewähren.
- In einem zweiten Teil (3.2 „Neuer Blick auf alte Fragen“) haben wir Wahrnehmungen und Erkenntnisse aus unserem Projektprozess gesammelt, die beim Überfliegen zunächst altbekannt anmuten, aber durch Praxiserfahrung mit neuen Aspekten angereichert sind.
- In einem dritten Teil (3.3 „Jugendverbände als Orte von Glaubenskommunikation“) stellen wir dar, welche Bedingungen in Jugendverbänden die Glaubenskommunikation mit und unter Jugendlichen fördern können.
- In einen vierten Teil (3.4 „Erfahrung von Verbundenheit als Kern von Spiritualität und ihrer Entwicklung“) verweisen wir auf die zentrale Bedeutung von Verbundenheit und ausgewogener Verbindung für die spirituelle Entwicklung von Jugendlichen.

3.1 Projekterfahrungen exemplarisch ausgewertet

3.1.1 Gottsuche im Internet – Erkundungen und Erkenntnisse zum Prinzip der *Lebensweltorientierung*

Beschreibung

Schon früh in der Entwicklung des Projekts entstand das Bedürfnis, auch virtuelle Orte zu berücksichtigen und auch dort nach dem „Heiligen“ zu suchen. Nichts liegt ferner als die Vermutung, das Internet wäre ein gottloser Raum, finden sich dort doch bereits zahlreiche kirchliche und spirituelle Angebote wie Internetexerzitien, Portale wie katholisch.de oder Videoseiten wie kathTube. Doch schienen uns all diese nicht hilfreich, eine niederschwellige und an das Surfverhalten Jugendlicher anknüpfende Methode zu entwerfen.

So war schließlich der entscheidende Schritt in der Konzeption dieser Maßnahme, den Blick nicht weiter auf die konkreten Inhalte des Netzes, also das „Was“ zu werfen, sondern zu analysieren, „wie“ sich Menschen im Netz bewegen. Dabei riefen wir uns Szenen in Erinnerung, wie sie sich oft nach so manch langer Leitungssitzung abends abspielten. Sie begannen meistens mit den Worten: „Ach, wart' mal, was ich dir noch schnell auf Youtube zeigen wollte ...“. Meist ergab dann ein Link den anderen und nach zahlreichen, freien Assoziationen war so manche Perle, aber auch so mancher Schund Gesprächsgrundlage für die verbleibende Nacht.

Genau von diesem assoziativen Verhalten ausgehend, entstand eine kurze Arbeitseinheit, die im Folgenden näher vorgestellt wird. Diese sollte sich problemlos in den oft vollen Zeitplan von Leitungssitzungen und Klausurwochenenden einfügen lassen. Daher lehnte sich das Grundkonzept auch an die Dimension des „WIR“ an, bei der der Fokus auf dem verbandlichen Alltag liegt.

Unter dem Titel „Gottsuche im Internet“ erklärten sich sieben Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines Tagungswochenendes der J-GCL-Bundesleitungen bereit, bei dem Experiment mitzumachen. Nach einer kurzen Einführung, in der die Grundidee des „ziellosen Surfens“, welches die meisten aus eigener Erfahrung sehr gut kennen, und die Spielregeln der Übung vorgestellt wurden, verteilten sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf insgesamt sechs Rechner.

Aufgabe war nun, in der Internet-Suchmaschine Ecosia den Begriff „Gott“ einzugeben. Von diesem Zeitpunkt an war es dann nur noch erlaubt, sich über Links, die die jeweils

aufgerufene Seite selbst zur Verfügung stellt, weiter zu klicken. Anders als beim „wilden Rumsurfen“ daheim sollte der Weg hier jedoch in einer Textdatei protokolliert und mit kurzen Kommentaren versehen werden. Darin konnten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erläutern, warum sie sich für einen bestimmten Link entschieden haben und welche Kernbotschaften sie aus einzelnen Aufrufen herausziehen. Nach 30 Minuten sollten die Ergebnisse zusammengetragen und anschließend über die Cloud-Anwendung Prezi[5] visualisiert werden.

Bei der Auswertung der unterschiedlichen Wege, die alle von der gleichen Ausgangsbasis starteten, fielen als erstes die gefundenen Gegensätze auf, welche durchaus für allgemeine Heiterkeit sorgten. So kam ein Teilnehmer zu dem Ergebnis, dass es aus religionsphilosophischer Sicht wichtig sei zu betonen, Gott existiere nicht.[6]

Dem entgegen stand die Aussage eines Filmbeitrags aus der 3sat-Sendung „neues“, in der der Blogger Sasha Lobo auf die Existenz Gottes pocht und behauptet: „Das Internet ist Gott und Gott ist das Internet. […] Das Internet weiß alles, sieht alles und ist überall gleichzeitig.“[7]

Neben diesen eher grundsätzlichen Fragen stieß eine Teilnehmerin nach wenigen Klicks auf die etymologische Erklärung des Wortes „Glauben“ durch den Ausdruck „für lieb erklären“. Dies veranlasste sie zu dem Kommentar: „Muss man Liebe erklären können? Entweder man spürt es, dass sie es ist oder man tut es nicht!“ So war allgemein ihr Weg geprägt von einzelnen Aussagen, zu denen sie dann immer wieder persönlich Stellung bezog. Endpunkt war schließlich der „Weg zum Glück“, den der Buddhismus – zumindest nach Aussage von Wikipedia – im Vermeiden von Extremen sieht, wenn er vom „Mittleren Weg“ spricht.[8] Die Teilnehmerin zieht daraus folgenden Schluss: „Extreme meiden heißt für mich auch andere Sichtweisen zu akzeptieren, was ich versuche zu leben. Buddhistin bin ich trotzdem nicht. ^^“

Abb. 1: Beispiel für die einzelnen Schritte bei der „Gottsuche im Internet“ (von rechts nach links), ausgehend von den Ergebnissen der Suchmaschine Ecosia*, visualisiert im Präsentationsprogramm* Prezi*.*

[5] Prezi ist ein serverbasiertes Präsentationsprogramm, mit dem ähnlich einem großen, weißen Papier so genannte Mind-Maps von mehreren Usern gleichzeitig erstellt werden können. URL: http://prezi.com.

[6] Grund für diese Annahme war ein Artikel von Karen Armstrong auf ZEIT ONLINE. Vgl. Karen Armstrong, Zu wem beten die da?, auf: http://www.zeit.de/2010/26/Modernes-Gottesbild, abgerufen am 10.09.2011.

[7] Der zweieinhalb-minütige Beitrag kann auf folgender Seite angesehen und heruntergeladen werden: http://www.sixtus-vs-lobo.de/svl/video/210/, abgerufen am 10.09.2011.

[8] Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Glück, abgerufen am 26.11.2011; http://de.wikipedia.org/wiki/Buddhismus, abgerufen am 26.11.2011.

Reflexion

Die Jugendlichen meldeten zurück, dass es für sie interessant war bewusst wahrzunehmen, wie sie sich im Internet bewegen bzw. inwieweit sie darin auch geführt werden. Positiv hervorgehoben wurde erwartungsgemäß auch die Kurzweiligkeit der Übung.

Aufgrund des hohen Lebensweltbezugs ließen sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen bereitwillig auf das niederschwellige Angebot ein. Durch den zeitlich überschaubaren Rahmen und die geringe Vorbereitungszeit konnte es sehr gut in ein Leitungswochenende integriert werden.

Inhaltlich bleibt festzuhalten, dass die Ergebnisse dieser Methoden kaum von außen beeinflusst werden, sondern ausschließlich auf der Neugierde der Teilnehmerinnen und Teilnehmer beruhen. So gestaltet sich der Weg durch die unterschiedlichen Seiten als sehr persönliches Abbild der eigenen Interessen. Zu betonen ist dabei auch, dass alle dem Thema, also der Suche nach dem „Heiligen“, treu geblieben sind und somit im übertragenen Sinne nicht vom spirituellen Weg abgekommen sind.

Die Kombination von schlichter, aber eng an der Lebenswelt der Jugendlichen orientierter Methode („Surfen im Internet“) und persönlichem Zeugnis („Meine Interessen – Mein Weg“) machen den Reiz dieses Angebots aus. Dennoch ist natürlich realistisch festzustellen, dass sich hier nicht zwangsweise und wie selbstverständlich tiefe Glaubensgespräche ableiten. Sie können aber mit entsprechenden zeitlichen Ressourcen bewusst und dank des Vorlaufs niedrigschwellig angeschlossen werden. Ausschlaggebend – und dies möchte das „WIR“ des Projekts ja herausstellen – wird immer die Gemeinschaft sein, mit der zusammen ich Neues entdecke, sei es im Internet oder im Alltag der Verbände.

Auf viele nach 1980 geborene Personen und somit auch auf die meisten, die heute im jugendlichen Alter sind, trifft die Bezeichnung „Digital Natives“ zu.[9] Er bezeichnet die Generation, die bereits von klein auf mit den Technologien des digitalen Zeitalters, angefangen von Videospielen über mobile Kommunikation wie SMS bis hin zum sicheren Bewegen in sozialen Netzwerken, aufgewachsen ist. Virtuelle Räume wie das Internet sind daher für diese ganz selbstverständliche „Aufenthaltsorte“, an denen zum Teil gezielt, zum Teil willkürlich auf die dortigen Angebote zugegriffen wird. Wie oben bereits angesprochen, wird auch von kirchlicher Seite versucht, derartige Formate anzubieten, doch handelt es sich dabei selten um wirklich innovative Ideen. Vielmehr geht es meist lediglich um einen katholischen „Abklatsch“ einer größeren und eigentlich zum Standard gewordenen Internetplattform. Als Beispiele hierfür können die christliche Enzyklopädie Kathpedia in Anlehnung an Wikipedia und das bereits erwähnte, von kath.net betriebene Videoportal KathTube als christlicher Klon des Google-Angebots Youtube dienen.

In der Jugendarbeit stoßen diese explizit kirchlichen Seiten schnell an Grenzen: Bieten sie zwar einerseits einen gewissen Fundus an Informationen und Materialien, die für hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gelegentlich durchaus hilfreich sein können, werden sie andererseits von den Jugendlichen, mit denen wir zusammen-

[9] Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Digital_native, abgerufen am 08.12.2011.

arbeiten, weder gezielt noch zufällig aufgesucht. Grund hierfür ist vermutlich die Dominanz der technisch wesentlich ausgereifteren Standardportale, die in den meisten Fällen bereits keine Wünsche mehr offen lassen. Rein katholische Angebote können im Vergleich kaum einen Mehrwert bieten.

Sämtliche Versuche, „Digital Natives“ auf ihren Wanderungen in den schier unendlichen Weiten des Netzes führen zu wollen und sie sozusagen auf spezielle Internetpräsenzen zu verweisen, ja vielleicht sogar zu beschränken, sind zum Scheitern verurteilt, da die Wege im Netz und die Verweildauer auf einer Seite kurz sind. Mehr noch als alle anderen Formen der Jugendpastoral muss demnach bei der Arbeit mit dem Medium Internet von den Jugendlichen her gedacht werden, d.h. sie übernehmen selbst die Führung. Damit verwirklicht sich im Internet notwendigerweise eine Subjektorientierung, wie sie die Würzburger Synode schon lange vor dem digitalen Zeitalter postuliert hat.

Der wichtige Impuls von Seiten der Jugendpastoral setzt jedoch da an, wo es darum geht, das eigene Tun im Netz und die beschrittenen Wege zu reflektieren. Das Bewusstsein, dass Entscheidungen, die im virtuellen Raum getroffen werden, dennoch real sind und somit auch direkt auf das eigene Leben Auswirkungen haben können, ist auch bei den „Digital Natives“ meist erst das Ergebnis eines Lernprozesses und somit nicht selbstverständlich vorauszusetzen. Dies wird bereits bei der „Gottsuche im Internet“ sichtbar, wenn die gefundenen Inhalte die Entscheidung, wo weiter geklickt wird, beeinflussen bis hin zu dem Punkt, an dem gefundene Texte, Musik oder Videos unter Umständen sogar das eigene Gottesbild beeinflussen. Die ignatianische Spiritualität liefert für eine solch kritische Auseinandersetzung und Reflexion nicht zuletzt durch den Dreischritt „Wahrnehmen – Unterscheiden – Entscheiden“ auch in der Welt neuer Medien hilfreiche Werkzeuge.

Abb. 2: Auf der Suche nach Gott im Internet

3.1.2 „Orte, die ich mit Gott in Verbindung bringe“ – Erkundungen und Erkenntnisse zur Ermöglichung von *Glaubenskommunikation*

Beschreibung

Ein zwar nicht neues, aber bei Jugendlichen nach wie vor beliebtes Medium ist die Fotografie. Unkompliziert und niederschwellig kann sie völlig beliebige Motive ebenso festhalten wie zum bewusst gewählten Ausdrucksmittel für eine tiefere Wirklichkeit werden. Zur bleibenden Attraktivität bei Jugendlichen tragen vor allem die gegenüber der herkömmlichen Fotografie deutlich erweiterten Möglichkeiten der digitalen Fotografie bei. Für den Einsatz im pädagogischen Bereich ist hier insbesondere die direkte Verfügbarkeit und Projektionsmöglichkeit sofort nach dem Fotografieren zu nennen. Durch ihre Ausdrucksmöglichkeiten, die Beliebtheit bei Jugendlichen und die praktischen Möglichkeiten der Weiterarbeit bot sich die Fotografie somit als Medium an, um mit Jugendlichen über ihren Glauben ins Gespräch zu kommen. Zur Dimension des „ICH“ entwickelten wir daher Fotoaktionen, von denen wir eine hier exemplarisch näher vorstellen möchten.

Jugendliche gingen mit Digitalkameras ausgerüstet in ihre Stadt und machten sich dort auf die Suche nach Orten, die sie mit Gott in Verbindung bringen.

Der Entdeckungstour vorangestellt wurde ein eher allgemein gehaltenes einführendes Schreibgespräch über „Orte, an denen ich mich aufhalte / Orte, die mir gut tun“. Zusammen mit den weiterführenden Fragen „Wie sind diese Orte? Was macht ihre Wirkung aus?“ sensibilisierte diese Einheit für die Bedeutung und Wirkung unterschiedlicher Orte.

Damit war eine Basis geschaffen für die Fotoaktion mit ihrer explizit religiösen Aufgabenstellung: „Fotografiere Orte, die Du mit Gott in Verbindung bringst.“ Am Abend stellten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einander die Ergebnisse ihrer Suche vor. Dabei entwickelten sich sehr intensive Gespräche.

Bei den entstandenen Fotos lassen sich bestimmte Typen von Bildmotiven zusammenfassen, die im Folgenden beschrieben werden sollen. Davon eine quantitative Repräsentativität hinsichtlich jugendlicher Spiritualität im Allgemeinen abzuleiten, wäre vermessen und nicht zielführend. Vielmehr geht es darum, einzelne Facetten der Religiosität Jugendlicher aufzuzeigen und somit eine große Bandbreite darzustellen, die wir im Rahmen des Projekts auch in anderen Kontexten beobachten konnten.

(a) Explizit-religiöse Motive

Einige der Teilnehmenden schlugen zuerst den nächstliegenden Weg ein und fotografierten in und um Kirchen herum. Auffällig war jedoch, dass die Vorstellung dieser Bilder oft mit der Bemerkung „Eigentlich sind für mich Kirchen ja nicht unbedingt solche Orte, die ich mit Gott verbinde ...“ eingeleitet wurde.

Abb. 3: Der Davidstern als ein explizit-religiöses Symbol in einem Gemüseladen.

Kirchen gelten als Orte, die man zwar per se in einer gewissen Selbstverständlichkeit mit Gott in Verbindung bringt, dies bedeutet aber längst nicht, dass die Jugendlichen selbst einen persönlichen Bezug dazu hätten. Meist war es erst eine bestimmte hier erlebte Situation, die dem Ort eine Bedeutung gab. Auffallend ist, dass diese Erlebnisse immer mit tief empfundenen Stimmungen verbunden wurden, wobei insbesondere Lichteffekte, wie sie z.B. bei der Nacht der Lichter eingesetzt werden, eine große Rolle spielen.

Keiner bzw. keine der teilnehmenden Jugendlichen fotografierte eine Kirche als Symbol für den sonntäglichen Gemeindegottesdienst. Viel mehr erregten dagegen unerwartete Details die Aufmerksamkeit der jungen Fotografinnen und Fotografen, vor allem dort, wo entweder als säkular empfundene Symbole (wie z.B. ein Herz an einer Gedenksäule neben der Kirche) entdeckt wurden oder religiöse Symbole in profanem Kontext (wie z.B. ein Davidstern in einem Gemüseladen).

(b) Naturbilder

Unter den Fotografien fanden sich eine ganze Reihe von Naturmotiven. Hier gingen die Deutungen in zwei Richtungen: Natur wurde als göttliche Schöpfung betrachtet, was sich beispielsweise an folgender abgrenzender Formulierung einer Teilnehmerin festmachen lässt: „Wenn ich ein Auto sehe, dann denke ich ja nicht an Gott. Das haben ja Menschen gemacht.“

Daneben standen Natur- und Landschaftsbilder aber auch für Orte der Ruhe und des Rückzugs. Dabei war es einer Teilnehmerin wichtig darauf hinzuweisen, dass es hier nicht nur um die Beschäftigung mit sich selbst gehe: „Da denke ich dann ja auch nicht nur über mich selbst nach, sondern auch über andere Sachen, so allgemeine Sachen in der Welt und wie's meinen Freunden so geht und so.“

(c) Persönliche Alltagsgegenstände

In eine ähnliche Richtung wurden Bilder von persönlichen Gegenständen wie beispielsweise Stifte, mp3-Player und Kopfhörer gedeutet. Die fotografierten Gegenstände stehen für eigene Rückzugs- oder Wohlfühlorte: „Wo ich so sein kann, wie ich will.“

Die Bedeutung solcher Orte, an denen man „nichts muss“, sondern einfach nur da sein kann, lässt sich wie ein roter Faden durch fast alle Projektveranstaltungen verfolgen. Eine Teilnehmerin formulierte das für sich so: „Ein heiliger Ort ist für mich nicht ein heiliger Ort, weil ich dort an Gott glaube, sondern weil ich dort Zeit für mich habe, nachdenken kann und auch einfach mal abschalten und entspannen kann.“

(d) Gegenbilder

Außer solchen „schönen“ Bildern wurden jedoch auch ganz andere Motive ausgewählt: Eine Teilnehmerin hat beispielsweise erst eine ganze Reihe solcher schöner Motive fotografiert. Sie schreibt dazu: „Meine Bilder zeigen Situationen oder Orte, an denen ich an Gott denke oder ich mich einfach freue ..., dass es so etwas auf der Welt gibt.“ Genau dieses „dass es so etwas auf der Welt gibt“, führte sie jedoch auch noch weiter. Sie ging in ein anderes Stadtviertel und fotografierte dort vor einem Krankenhaus zunächst eine in kräftigen Farben wunderschön blühende Blumenrabatte, dann aber die Hinweisschilder „Notaufnahme“ und „Kinderklinik“ und erklärte: „Weil das ja besonders schlimm ist, wenn Kinder krank werden, oder wenn ganz plötzlich etwas passiert. Ich fand den Kontrast so krass. So was total Schönes und dann sowas Schlimmes, das es halt auch gibt.“

Kurz danach stieß dieselbe Teilnehmerin im selben Stadtviertel auf ein weiteres Motiv. An einer Straßenecke lag ein – offensichtlich mutwillig zerstörtes – Fahrrad: „Ich fand das so schlimm, wie das arme Fahrrad so kaputt da lag. Richtig brutal. Also, ich meine, das gehört ja einem Kind. Das ist doch schlimm. Ich will das nicht! Dass Gott gar nichts dagegen tut, dass sowas passiert. Und dass Leute einfach so Sachen von anderen Leuten kaputtmachen.“

Abb. 4: Ein zerstörtes Kinderfahrrad als Motiv für ein Gegenbild

(e) Gemeinschaftssymbole

Der weitaus größte Teil der Teilnehmerinnen und Teilnehmer fotografierte Gemeinschaftssymbole, vor allem Verbandssymbole wie das „GCL-Kreuz“, auf dem auch das Logo unserer Verbände basiert. Die Gemeinschaft vor Ort war für die teilnehmenden Jugendlichen der primäre Ort, den sie mit Gott in Verbindung bringen.

„Ich gehe jetzt nicht so oft in die normale Kirche, also eigentlich eher selten. Meine Kirche ist eher die GCL, was wir da so machen, die Gemeinschaft, die Gottesdienste und die Impulse und so weiter.“

Auch der Satz „Ohne die J-GCL wäre ich wahrscheinlich nicht mehr in der Kirche“ fiel in diesem Kontext mehrfach. Bei den liturgischen Formen wurde in Abgrenzung von der „normalen Kirche“ vor allem die persönlich gestaltete Feier in einer kleineren, überschaubaren und damit auch vertrauteren Gruppe genannt.

Reflexion

Fotos erwiesen sich als ein gutes Medium, um zur Auseinandersetzung mit Glaubensfragen anzuregen. Ohne Ausnahme alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren bereit, ihre Fotos in der Gruppe vorzustellen. Da das vorzustellende Motiv schon an sich eine Aussage hat, kann gut selbst dosiert werden, wie weit man mit den persönlichen Ausführungen noch über das ohnehin Sichtbare hinausgehen möchte.

In der anschließenden Diskussion gelang dann das, was häufig (nicht nur in der Jugendarbeit!) schwer fällt: explizit und persönlich über Glaubensfragen ins Gespräch zu kommen. Thematisiert wurden sogar so grundsätzliche theologische Fragen wie die der Beweisbarkeit Gottes, die Theodizeefrage oder das Verhältnis von innerer Einstellung und nach außen sichtbarem Tun.

Dabei lebte die Diskussion von der Unterschiedlichkeit der Einstellungen. Auf die Frage, was ihnen bei der Diskussion aufgefallen sei, nannten mehrere: „Dass wir nicht alle einer Meinung waren."

Gerade diese Unterschiedlichkeit forderte heraus, den eigenen Standpunkt zu klären und zu lernen, ihn auszuformulieren. So stellte eine Teilnehmerin für sich fest: „Mir ist aufgefallen, dass ich nicht die Meinung der anderen zu Gott und dem Thema der Diskussion teilen konnte." Das führte in ihrem Fall aber nicht zum Rückzug, sondern sie antwortete auf die Frage, was das Wichtigste für sie an der Fotoaktion war: „Meine eigene Meinung sagen zu können und zu zeigen, dass heilige Orte meiner Meinung nach nicht unbedingt etwas mit Gott zu tun haben müssen."

Nicht nur hier zeigte sich, dass sich die Ablehnung („Damit kann ich nichts anfangen.") nicht auf Gott an sich richtet, sondern vielmehr gegen ein ganz bestimmtes Gottesbild, das implizit von der Prämisse „Gott und Alltag sind getrennte Sphären" ausgeht.

Ausgesprochen wertvoll war auch das Gespräch auf der Metaebene, das sich im Anschluss an die Diskussion ergab: „Mir fällt auf, dass wir schon lange nicht mehr über so ein Thema geredet haben. Woran liegt das eigentlich?" In diesem Zusammenhang erzählten die älteren Teilnehmerinnen und Teilnehmer, wie wichtig solche Gespräche für sie selbst waren. Sie hätten in solchen Gesprächen viel von Jugendlichen gelernt, die etwas älter waren als sie selbst, z.B. von ihren Gruppenleiterinnen und Gruppenleitern. „Man lernt von den Älteren, sich eine eigene Meinung zu bilden." Und die jüngeren Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Fotoaktion hörten diesen Erzählungen der älteren aufmerksam zu.

- **Herausforderung: Glaubenskommunikation**

Jugendliche suchen selten ohne Impuls von außen ausdrücklich das Gespräch über Glaubensfragen. Sie vereinbaren in der Regel von sich aus keine Gesprächstermine mit Erwachsenen. Gespräche ergeben sich eher „Nebenbei" und erst dann, wenn in Gesprächen über andere Fragen genügend Vertrauen gewachsen ist. Eine hauptberufliche Referentin unserer Verbände brachte es treffend auf den Punkt: „Glaubenskommunikation beginnt in der Praxis mit Gesprächen beim Bier, mit dem Pizzakarton auf dem Schoß, beim Abspülen oder gemeinsamen Kochen. Spirituelle Arbeit ist 'Hintertür-Arbeit'".

Zugleich erleben wir bei Jugendlichen auch eine Bereitschaft zur expliziten Auseinandersetzung mit Glaubensfragen. Räume, in denen Glaubensfragen zur Sprache kommen dürfen, sind jedoch für viele Jugendliche außerhalb des (aufgrund des schulischen Rahmens in verschiedener Hinsicht sehr begrenzten) Religionsunterrichts selten. Einen solchen Raum wollten wir mit den Fotoaktionen im Rahmen des Projekts „ICH-WIR-HIER“ anbieten.

Chancen und Schwierigkeiten der Glaubenskommunikation mit Jugendlichen wurden im Rahmen der Fachgespräche der Jugendkommission und des anschließenden Forums Jugendpastoral erörtert, dabei wurden verschiedene Faktoren und Bedingungen für gelingende Glaubenskommunikation herausgearbeitet.[10]

- **Herausforderung: Grundvoraussetzungen gewährleisten**

Entscheidend dafür, dass Glaubenskommunikation überhaupt stattfinden kann, sind die Faktoren Raum und Zeit: Jugendliche wie auch Hauptamtliche brauchen Raum und Zeit, damit Gespräche überhaupt zustande kommen können. Dass im Rahmen der Fotoaktion so intensive Gespräche stattgefunden haben, wurde wesentlich dadurch begünstigt, dass der nötige Freiraum gegeben war. Konkret wurde er dadurch gewährleistet, dass die Aktion einen Programmpunkt der „Woche gemeinsamen Lebens“ bildete. Das Fotografieren fand nachmittags statt. Zum Vorstellen der Bilder und auswertenden Gespräch stand der Abend in der gemütlichen Atmosphäre des vertrauten Gruppenraums zur Verfügung.

- **Herausforderung: Hemmungen überwinden**

Zu diesen positiven zeitlichen und räumlichen Voraussetzungen trat als weiterer entscheidender Faktor die im Laufe der Woche gewachsene Vertrautheit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer hinzu. Sie nimmt die Angst, „etwas Falsches“ zu sagen.

Eng damit verbunden und wesentlich dafür, dass das Gespräch über Glaubensfragen nicht ein abstraktes „Reden über“ bleibt, sondern tatsächlich zur gemeinsamen persönlichen Auseinandersetzung wird, ist eine Atmosphäre, in der Individualität und Vielfalt nicht nur geduldet, sondern willkommen ist (sowohl seitens der Gruppenmitglieder als auch seitens der Leitung!). Dass es beispielsweise möglich ist, in der Gruppe zu äußern „Ich glaube nicht an Gott“, ermöglicht es, über den Glauben an Gott zu sprechen.

Individuelle Möglichkeiten und Grenzen bei der Glaubenskommunikation zu achten, schließt ein, dass Persönliches zur Sprache kommen darf, zugleich aber ausreichend Akzeptanz und Schutz für diejenigen gewährleistet ist, die sich aus unterschiedlichen Gründen nicht äußern wollen. Darauf zu achten, dass an dieser Stelle kein Druck entsteht, ist wiederum nicht nur eine Aufgabe der Leitung, sondern auch der gesamten Gruppe.

[10] Vgl. Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Jugendpastorale Perspektiven. Fachgespräche der Jugendkommission, Düsseldorf 2011, 73-90.

- **Herausforderung: Gottesbild**

Eine Anfrage an die kirchliche Verkündigung ist das Gottesbild, dem wir häufig bei Jugendlichen begegnen. Es ist – Gott sei Dank – nicht mehr, wie in früheren Generationen, ein angsteinflößendes Bild eines strafenden Gottes.

Auch bei kirchlich sozialisierten Jugendlichen ist heute jedoch nicht selten ein tendenziell deistisches Gottesbild zu beobachten. Gott als „höchstes Wesen“, als Schöpfer, vielleicht auch noch als Lenker der Welt findet Zustimmung, der Glaube an einen personalen Gott, zu dem ich in eine persönliche, auch meinen Alltag prägende direkte Beziehung treten kann, scheint sehr viel schwieriger.[11] Hier bleibt weiter die Frage: Wie lässt sich Neugier auf einen personalen Gott wecken, der zu mir „Du“ sagt und zu dem ich „Du“ sagen kann?

- **Herausforderung: Kirche und Liturgie**

Dem Gottesbild vieler Jugendlicher verwandt – und vermutlich wechselseitig bedingt – ist ihr Bild von Kirche und Liturgie. Auch hier scheint vielen die Zuordnung klar: „Hat nichts mit mir und meinem Alltag zu tun.“ Die Formulierung „die normale Kirche“, von der Jugendliche häufig ihre eigenen positiven Kirchenerfahrungen abgrenzen, spricht hier eine deutliche Sprache. Wir machen die Erfahrung, dass es in Bezug auf die Liturgie keine spektakulär anderen Formen oder „Events“ waren, die von Jugendlichen als positive Erfahrungen benannt wurden, sondern beispielsweise „nur“ ein im Vergleich zum Gemeindegottesdienst überschaubarer Rahmen, erfahrbare Gemeinschaft, persönlichere Atmosphäre, Gestaltungsfreiräume und insgesamt mehr Verbindung zum eigenen Alltag. Hinter diesen Erfahrungen stehen also Wünsche und Erwartungen an Liturgie, die Jugendliche mit vielen erwachsenen Gläubigen teilen, und die offensichtlich dennoch in unseren Gemeinden noch viel zu wenig berücksichtigt werden. Die in diesem Kontext noch größere Problemanzeige ist unserer Ansicht nach jedoch, dass viele – Jugendliche wie Erwachsene – es gar nicht (mehr) erwarten, „so etwas“ überhaupt in einer „normalen“ Gemeinde zu finden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten:

Es lohnt sich, Jugendliche durch Angebote, in denen der Glaube auch explizit thematisiert wird, herauszufordern. Wesentlich zum Gelingen trug bei den Veranstaltungen, die wir im Rahmen unseres Projekts „ICH-WIR-HIER“ durchgeführt haben, ein ausgewogenes Verhältnis von Vertrautem und Neuem bzw. von „Niederschwelligkeit“ und Herausforderung bei. Die Vertrautheit in einer bekannten Gruppe, Freiwilligkeit, ein Klima der Offenheit sowie „überschaubare“ Methoden sorgen für die nötige Sicherheit, um sich auch auf das im eigenen Alltag eher seltene Wagnis des Gesprächs über die persönlichen Glaubensüberzeugungen einzulassen.

[11] Vgl. Gott immer weniger Person, in: Shell Deutschland Holding (Hrsg.), Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich, Bonn 2010, 206f.

3.1.3 „Mittendrin in Augsburg“ – Erkundungen und Erkenntnisse zum Prinzip der *sozialräumlichen Orientierung*

Beschreibung

Unter dem Titel „Mittendrin“ wurde ein Wochenende in Augsburg angeboten. Der Fokus lag dabei auf der Dimension des „HIER“. Das Wochenende, an dem Jugendliche bzw. junge Erwachsene im Alter von 17 bis 23 Jahren teilnahmen, sollte Gelegenheit bieten, eine ganz normale deutsche Großstadt mit einem anderen als dem für Touristinnen und Touristen üblichen Blick kennenzulernen: ein „Sightseeing“ der etwas anderen Art also.

Ziel war, mit offeneren Augen durch die Stadt zu gehen und dabei Dinge wahrzunehmen, die man sonst vielleicht noch nie bemerkt hat. Zudem sollte beobachtet werden, was dadurch in den Teilnehmenden selbst passiert, und es galt zu überlegen, was das mit dem eigenen Leben und Glauben zu tun hat.

Als biblisches Leitwort begleitete die Gruppe Gottes Zusage an Mose: „Zieh deine Schuhe aus. Der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden.“ (Ex 3,5). Der rote Faden durch das Wochenende orientierte sich daher an der Bedeutung von (Wohn-)Orten bzw. Lebensräumen. Leitfragen waren beispielsweise: An welchen Orten halten Menschen sich auf? Was macht diese Orte aus? Was brauchen Menschen? Was macht einen Ort zum „heiligen Boden“?

Untergebracht war die Gruppe in der Bundesstelle der J-GCL mitten in der Augsburger Innenstadt. Die Form der Unterbringung (Selbstversorgung, Übernachtung in schlichten Mehrbettzimmern) war bewusst einfach gewählt.

Abb. 5: Gespräch im Rahmen des Besuchs einer Gemeinschaftsunterkunft für Asylsuchende

Im Zentrum des Wochenendes stand ein Besuch in zwei Gemeinschaftsunterkünften für Asylsuchende, den wir gemeinsam mit dem Augsburger „Tür an Tür e.V.“[12] organisiert hatten. Dem ging eine ins Thema einführende Einheit voraus, bei der sich mit den Orten auseinandergesetzt wurde, die für das eigene Leben von Bedeutung sind.

Geführt von Flüchtlingsberaterinnen und -beratern des Vereins „Tür an Tür e.V.“ besichtigten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zunächst eine Familienunterkunft, die noch einen halbwegs akzeptablen Eindruck machte. Dies war bei der zweiten nicht der Fall. Hier

[12] „Tür an Tür – miteinander wohnen und leben e.V.“ (gegründet 1992) setzt sich für mehr Rechte und Chancen von Zuwanderinnen und Zuwanderern ein. Mit Projekten und Aktionen will „Tür an Tür“ Interesse wecken, über die Situation von Flüchtlingen informieren sowie modellhaft Integration und gegenseitiges Verständnis fördern. Ziel ist auch eine Veränderung des gesellschaftlichen Klimas und der gesetzlichen Rahmenbedingungen.

handelte es sich um eine Unterkunft für Männer und es fiel schon auf den ersten Blick der schlechte bauliche Zustand und die triste Atmosphäre ins Auge.[13]

In beiden Unterkünften standen den Jugendlichen Bewohner zum Gespräch zur Verfügung. Ergänzend boten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von „Tür an Tür e.V." die nötigen Hintergrundinformationen.

Betroffen von den Lebensbedingungen für Asylsuchende mitten in Deutschland, aber auch beeindruckt von den Bewohnern und vom Engagement der Flüchtlingsberaterinnen und -berater, fand anschließend ein intensiver Austausch über Eindrücke und Erfahrungen statt. Die gemachten Erfahrungen wurden im abendlichen Gottesdienst, dem das oben aufgeführte Zitat aus Exodus zugrunde lag, wieder aufgegriffen.

Reflexion

Bereits bei den Planungen kamen in der Vorbereitungsgruppe der Maßnahme Bedenken auf, mit einer Gruppe an einem Wochenende Wohnheime für Asylsuchende aufzusuchen. Dabei beschäftigten uns viele Fragen: Ist eine solche „Besichtigung", die nur wenige Stunden dauert, überhaupt sinnvoll? Ist nicht zu befürchten, dass das Erleben oberflächlich bleibt? Wie lässt sich vermeiden, dass ein solches Unternehmen den Charakter eines „Zoobesuchs" bekommt, bei dem die Teilnehmenden – mit wenig eigener innerer Beteiligung – Exotisches anschauen, ohne dass es tatsächlich zur menschlichen Begegnung kommt? Oder stellt die Konfrontation mit einer fremden, sehr harten Lebenswirklichkeit womöglich eine Überforderung für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dar? Vor allem aber: Wie können wir den Menschen in den Einrichtungen gerecht werden, ohne sie einfach für „Lernzwecke" zu instrumentalisieren?

Die Erfahrungen aus unseren Projektveranstaltungen zeigen: Auch punktuelle Begegnungen sind wertvoll. Entscheidend dafür ist jedoch, dass die Besuche gut vorbereitet werden und in einen angemessenen Rahmen eingebettet sind, so dass sie nicht isoliert stehen. „Vorbereitung" meint hier weniger, sich ein Fachwissen z.B. über juristische Modalitäten von Asylverfahren anzueignen, sondern eher eine Vorbereitung im affektiven Bereich: Am genannten „Mittendrin"-Wochenende in Augsburg war die Auseinandersetzung mit wichtigen Orten im eigenen Leben vorausgegangen. Alle Teilnehmenden hatten dabei auch die Wichtigkeit von „Rückzugsorten" genannt: „Wo ich immer hinkommen kann." Nahezu alle hatten in diesem Zusammenhang die Bedeutung ihrer Familie und ihres Jugendverbands betont. Vor diesem Hintergrund war der Kontrast zur Wohnsituation der Asylsuchenden, die ohne Rückzugsorte und ohne Intimsphäre in Mehrbettzimmern untergebracht, fern ihrer Heimat leben müssen, umso schärfer.

Selbstverständlich bleibt aber bei der Auswahl der Einrichtungen, die besucht werden sollen, Gruppenzusammensetzung, Alter und Belastbarkeit der Jugendlichen im Blick zu behalten, um Überforderung zu vermeiden. In diesem Zusammenhang ist auch die

[13] Kurz vor dem Wochenende wurde unter dem Titel „Menschenunwürdig: Wie Flüchtlinge in Deutschland kaserniert werden" in der Sendung Monitor ein Beitrag über die katastrophalen Zustände in genau dieser Unterkunft ausgestrahlt.
URL: http://www.wdr.de/tv/monitor/sendungen/2011/0915/asyl.php5, abgerufen am 22.11.2011.
Darüber hinaus ist auch das Script des Beitrags auf den Internetseiten des WDR abrufbar und liegt den Verfasserinnen und dem Verfasser dieses Berichts vor.
URL: http://www.wdr.de/tv/monitor/sendungen/2011/0915/pdf/fluechtlinge.pdf, abgerufen am 22.11.2011.

Notwendigkeit der Nachbereitung zu nennen, für die ausreichend Zeit zur Verfügung stehen muss, damit Erfahrungen, Gedanken und Gefühle zur Sprache kommen und ausgetauscht werden können.

Unsere Bedenken, den Bewohnerinnen und Bewohnern zu nahe zu treten, in dem wir in ihren Lebensraum eindringen, relativierte einer der Berater, der selbst vor einigen Jahren als Flüchtling nach Deutschland gekommen war. Viele Flüchtlinge sähen es durchaus auch als ein Zeichen des Interesses, dass Menschen einen weiten Weg auf sich nehmen (im konkreten Fall beispielsweise von Passau nach Augsburg) und die Zeit investieren, die Situation von Flüchtlingen kennenzulernen. Zudem wies er auf kulturelle Unterschiede hin. Gerade was das Verhältnis zu eigenem Wohnraum und das Bedürfnis nach Intimsphäre angeht, sollten Deutsche nicht unbedingt von sich auf andere schließen.

Die Erwartung, dass aus einer punktuellen Begegnung ein langfristiger weiterer persönlicher Kontakt entsteht, wird nur selten erfüllt werden. Erschwert wird dies schon durch schlechte Rahmenbedingungen (z.B. räumliche Entfernung), geringe zeitliche Ressourcen der Jugendlichen oder auch dadurch, dass gerade bei bereits sozial Engagierten öfter schon das Feld durch andere Aktivitäten besetzt ist.

Doch bedeutet dies keineswegs, dass solche persönlichen Begegnungen mit Fremden bzw. Fremdem nicht nachhaltig sein könnten. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des „Mittendrin“-Wochenendes in Augsburg antworteten auf die Frage, was sie am Wochenende Neues gelernt hätten, sie hätten ein neues Bewusstsein für die Situation von Asylsuchenden bekommen. Bleibenden Eindruck hinterließen auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die die Einrichtungen vorstellten. So wurden die Flüchtlingsberaterinnen und -berater von den Jugendlichen als sehr authentisch erlebt, was eine Teilnehmerin wie folgt beschreibt: „Man merkt, dass die nicht nur einen Job machen, sondern dass denen echt was an den Leuten liegt.“

Gerade weil der Besuch in den Gemeinschaftsunterkünften so konzipiert war, dass er nicht bloß schockierte oder Mitleid erregte, sondern dass einfach realistisch gezeigt wurde, unter welchen Lebensbedingungen Menschen dort wohnen, entstand ein persönlicher Bezug. Genau dies erweckte dann auch Interesse an den politischen Hintergründen: „Ich habe auch vorher irgendwie gewusst, dass manche Leute in der Asylthematik ein Problem sehen. Jetzt weiß ich, warum sie das so sehen.“

Die von BDKJ und MISEREOR gemeinsam durchgeführte SINUS-U27-Studie hat verschiedene Milieus von Jugendlichen beschrieben und darauf hingewiesen, dass Jugendliche häufig sehr wenig Kontakt zu Jugendlichen anderer Milieus haben.

In Bezug auf die Kirchliche Jugendarbeit wurde deutlich, dass diese mit ihren Angeboten bestimmte Milieus von Jugendlichen kaum erreicht. Wenn Kirche und damit auch Kirchliche Jugendarbeit davon überzeugt ist, dass sie eine Frohe Botschaft für alle Menschen zu verkünden hat und das Reich Gottes mit allen und für alle Menschen kommen soll, so darf sie sich nicht einfach damit abfinden, dass Kirchliche Jugendarbeit fast ausschließlich die besser Situierten erreicht.

Wie die meisten Verbandsveranstaltungen wurde auch diese Projektveranstaltung über die Verbandsgrenzen hinaus offen ausgeschrieben. Meist ist es jedoch so, dass

evtl. noch Freunde, Freundinnen oder Bekannte von Verbandsmitgliedern an solchen Veranstaltungen teilnehmen, dass es jedoch äußerst selten gelingt, Jugendliche einzubinden, die bisher noch überhaupt keinen Bezug zur Kirchlichen Jugendarbeit haben.[14] Bestehende Milieugrenzen werden selten überschritten. Diese Tatsache verwundert nicht. Welche bzw. welcher Jugendliche meldet sich schon bei einem Angebot an, bei dem er oder sie weder Anbieterinnen und Anbieter noch Teilnehmerinnen und Teilnehmer kennt und wenig Vorstellung davon hat, was dort konkret auf ihn oder sie zukommen würde?

Also bleibt die Frage: Was kann Kirchliche Jugendarbeit (jenseits eigener Rekrutierungsabsichten) dazu beitragen, dass Jugendliche aus unterschiedlichen Milieus das Bereichernde von Glauben für ihr Leben erfahren können und miteinander in Kontakt kommen, in Begegnungen den eigenen Horizont weiten und jenseits von Vorurteilen Gemeinsames entdecken?

Bereits seit einiger Zeit wird intensiv diskutiert, ob und in welcher Form der „sozialraum- und lebensweltorientierte Ansatz“, der in anderen Bereichen der Jugendhilfe seit längerem angewandt wird, auch auf die Jugendpastoral anzuwenden ist.

Zu Recht wurde in diesem Zusammenhang häufig ein Perspektivenwechsel[15] gefordert. Kirchliche Jugendarbeit, insbesondere die pfarrliche und jugendverbandliche, müsse stärker als bisher alle im jeweiligen Sozialraum lebenden Jugendlichen in den Blick nehmen, nicht nur die kirchlich sozialisierten. Ein Blick über den Tellerrand des eigenen Milieus wäre also gefragt.

Im Projekt „ICH-WIR-HIER“ haben wir versucht, sozusagen „im Kleinen“ Jugendlichen Möglichkeiten zu bieten, diesen Blick über den eigenen Tellerrand zu wagen. Wir wollten Anregung bieten, aufmerksamer dafür zu werden, wie Menschen in nächster Nähe leben. Im ausführlich beschriebenen Beispiel des „Mittendrin“-Wochenendes in Augsburg wurde dies über das Kennenlernen einer (den meisten zuvor fremden) Stadt versucht, in Landau in der Pfalz hingegen fand die Projektveranstaltung sozusagen „zu Hause“, d.h. im sozialen Nahraum der Jugendlichen statt. Es wurde eine Einrichtung für Menschen mit Behinderung besucht, die nur wenige Kilometer vom Wohnort der meisten entfernt ist. Die Äußerung einer Teilnehmerin „Jetzt wohne ich schon mein ganzes Leben nur fünf Kilometer entfernt und hatte keine Ahnung, was hier gemacht wird,“ bringt eine Erfahrung zum Ausdruck, die vermutlich jeder und jede – ob jugendlich oder erwachsen – im eigenen Wohnumfeld machen könnte.

Unsere Erfahrung zeigt, dass diese – gut vorbereiteten, begleiteten und nachbereiteten – Erkundungen bei den Jugendlichen vielfältige Prozesse in Gang setzen und auf jeden Fall die Entdeckerinnen- und Entdeckerlust gegenüber bislang Unbekanntem bzw. Unbekannten gesteigert hat. Diese Lust ist ein wertvolles Potenzial, welches noch gesteigert wird, wenn – ganz im Sinne jugendverbandlicher Prinzipien – Jugendliche als Subjekte der Jugendpastoral und damit auch als Subjekte des geforderten Perspektivenwechsels ernst genommen werden.

[14] Etwas anders ist die Situation bei Zeltlagern. Wenn diese beispielsweise auch im kommunalen Verzeichnis der Ferienangebote beworben werden, in dem die Angebote unterschiedlichster Anbieterinnen und Anbieter zusammengestellt sind, entscheiden sich manchmal auch „kirchenferne“ Kinder und Jugendliche bzw. deren Eltern aufgrund des Themas oder schlicht wegen des Termins für ein kirchliches Angebot.

[15] Vgl. die Diskussion, die u.a. in den Fachgesprächen der Jugendkommission 2006 bis 2009 geführt wurde.

Wir haben solche Erfahrungsräume für die Begegnung mit „Fremdem“ bewusst in jugendverbandlichem Rahmen angeboten. Bisher wurde der sozialraumorientierte Ansatz in der Jugendpastoral mit starkem Schwerpunkt auf strukturelle Bedingungen diskutiert und damit aus dem Blickwinkel „erwachsener“ Akteure bzw. Akteurinnen der Jugendarbeit. Wenn Jugendliche selbst die Akteurinnen bzw. Akteure der kirchlichen Jugendarbeit sind, wenn sie freiwillig und selbst organisiert nach dem Prinzip „Jugend leitet Jugend“ lernen, selbst Verantwortung zu übernehmen, so gehört nach unserem Verständnis eines lebenswelt- und sozialraumorientierten Ansatzes in der Jugendpastoral auch dazu, verstärkt Jugendliche anzuregen, selbst eine sozialraumorientierte Perspektive einzunehmen. Dies kann jedoch nur über eigene Erfahrungen gelingen, welche wir durch die oben genannten Projektveranstaltungen laut den Rückmeldungen der Jugendlichen erfolgreich ermöglicht haben.

In weiteren Schritten wäre weiter zu erproben, wie das Potenzial, das solche punktuellen Erfahrungen bieten, nachhaltig ausgeschöpft werden könnte. Wie und durch wen können die angestoßenen Prozesse weitergeführt, wo können sie – beispielsweise in (verbandliche) Gruppen vor Ort – integriert werden? Aus zeitlichen Gründen konnte diese Fortführung im Rahmen unseres Projekts nicht mehr geleistet werden. Die mit den punktuellen Begegnungen gemachten Erfahrungen ermutigen jedoch ausdrücklich dazu, weiter zu experimentieren.

3.2 Neuer Blick auf alte Fragen

3.2.1 Die Grundlage: Echtes Interesse an Jugendlichen

Selbstverständlich gibt es nicht „DIE“ Jugendlichen, sondern lediglich eine äußerst inhomogene Gruppe aus ungefähr Gleichaltrigen. Jugendpastoral kann demnach nur gelingen, wenn die individuellen Biografien jedes und jeder Einzelnen in den Blick genommen werden. Dennoch kann es hierfür hilfreich sein, jugendliche Lebenswelten auch allgemein zu betrachten. Als Stichwort soll hier die „H&M-Uniform“ dienen. Die große Modekette schafft es, den Jugendlichen ein Sortiment anzubieten, das ihnen zwar einen individuellen Stil ermöglicht, aber gleichzeitig auch die Sicherheit gibt, klamottenmäßig nichts falsch zu machen und in der Peergroup anschlussfähig zu bleiben. Die daraus folgende homogene Ausstrahlung uniformierter Selbstinszenierung betont das, was für Jugendliche zentrales Bedürfnis ist: Dazugehören. Das, was sich unter der H&M-Uniform abspielt, nämlich die Subjektwerdung und Individualisierung, vollzieht sich gleichsam heimlich und ist – nicht nur für die Verantwortlichen in der Jugendpastoral – nicht offen-sichtlich.

Die Gründe sind vielfältig: Die Jugendlichen befinden sich „under construction“, im Umbau vom abhängigen Kind zur selbstständigen erwachsenen Person, in einer Phase großer Veränderung und Unsicherheit. Damit verbunden ist eine große Scheu. Niemand will – ob in der Peergroup oder anderswo – als unsicher und suchend erkannt werden. So geben sich Jugendliche sicher und cool.

Bereits die vorletzte Shellstudie von 2006 hat die deutsche Jugend in ihrem Untertitel als „Eine pragmatische Generation unter Druck“[16] beschrieben. Auch heute lastet noch immer ein großer Zeit-, Erwartungs- oder Erfolgsdruck auf den Jugendlichen mit dem Ziel, möglichst schnell ein wirtschaftlich produktives Mitglied der Weltgesellschaft zu werden. Diese Absicht bestimmt nicht zuletzt die Diskussion um die Veränderung von Schulsystemen und Studienordnungen.

Angesichts dieses weiter steigenden gesellschaftlichen Drucks, auch auf die Elterngeneration der Jugendlichen, fühlen sich viele Jugendliche nicht beachtet, hungern nach Aufmerksamkeit, Interesse und wohlwollender Begleitung. Wie geht es dir? Was beschäftigt dich? Was brauchst du? Dies sind Fragen, die Jugendliche in der Regel gerne gestellt bekommen und beantworten.

Damit bleibt für Jugendpastoral die Aufgabe, Jugendliche nicht mit Antworten zu konfrontieren, sondern dem Beispiel Jesu folgend zuerst die Frage zu stellen: „Was soll ich dir tun?“ (Mk 10,51) und damit dem bzw. der einzelnen Jugendlichen – im Bild gesprochen – einen gemütlichen „Sitzplatz“ mit Zeit und Interesse an seiner/ihrer Person anzubieten. Der sich dadurch eröffnende Raum soll den jungen Menschen einladen, sich selbst als Sucherin oder Sucher anzunehmen sowie Unsicherheiten und Fragen zuzulassen. Hier zuzuhören und nicht mit Antworten vorzupreschen ist unseres Erachtens ein wesentliches Merkmal gelingender Jugendpastoral.

In begrenztem Rahmen ist es möglich, solche „Sitzplätze“ durch Methoden, die dem Innersten von Jugendlichen zum Ausdruck verhelfen, bewusst zu schaffen. Doch viel öfter – und das bewahrheitete sich auch bei der Durchführung mehrtägiger Veranstaltungen im Rahmen von „ICH-WIR-HIER“ – bieten sich im jugendpastoralen Alltag spontan (informelle) Möglichkeiten hierzu, die es dann zu nutzen gilt. In Gesprächen ohne Druck wird die wachsende Individualität und die originäre Bedürfnislage der Jugendlichen sichtbar. Hier ergeben sich Anknüpfungspunkte für weitere Gespräche und Themen, bei denen dann beispielsweise auch explizit religiöse Fragestellungen angesprochen werden können.

Jugendliche haben ein feines Sensorium dafür, ob es ihrem Gegenüber um sie oder um eigene Interessen geht, auch, ob sie so sein dürfen, wie sie sind, oder doch eigentlich ganz anders sein müssten. Dies gilt auch im Blick auf ihre religiösen Vorstellungen und Gefühle: Friedrich Schweitzer bezeichnet es als vorrangige Aufgabe einer Religionspädagogik des Jugendalters, die Religion von Jugendlichen zunächst u.a. wahrzunehmen und anzuerkennen, d.h. „in ihrer biografischen Stimmigkeit und Sinnhaftigkeit wertzuschätzen“[17].

[16] Shell Deutschland Holding (Hrsg.), Jugend 2006. 15. Shell Jugendstudie: Eine pragmatische Generation unter Druck, Frankfurt 2006.
[17] Friedrich Schweitzer zitiert bei Hans Mendl, Religionsdidaktik kompakt, 2011, 49.

Die Jugendlichen sind Ebenbilder Gottes, Subjekte der Jugendpastoral und dies nicht erst, nachdem wir sie „bearbeitet“ haben, sondern schon immer und zu jeder Zeit. „In jedem Kind steckt eine Botschaft Gottes.“[18] Wer Jugendlichen in diesem Bewusstsein begegnet, regt (nicht nur) Jugendliche an, diese wertschätzende Haltung auch gegenüber anderen einzunehmen. So pflanzt sich diese Haltung immer weiter fort und kann schließlich von Jugendlichen selbst für ihr eigenes Engagement als Akteurinnen und Akteure der Jugendpastoral übernommen werden.[19]

Interesse zeigt sich auch im Wohlwollen, mit dem jugendpastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den Jugendlichen begegnen sollten, selbst wenn die Kommunikation und Interaktion erfahrungsgemäß nicht immer leicht ist. Was Klaus Mertes SJ für die Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden formuliert, kann auf das jugendpastorale Feld übertragen werden: „Kommunikation ist der Ort, an dem sich das Wohlwollen in der Beziehung bewährt. Das Wohlwollen ist im Sinne einer voraussetzungslosen Prämisse gemeint. Es ist nicht an Bedingungen geknüpft.“[20] Für professionell in der Jugendpastoral Tätige sind Methoden der Selbstreflexion hilfreich, um sich im Handeln nicht – gerade wenn Jugendliche „nerven“ – von den eigenen spontanen Gefühlen beherrschen zu lassen. Eine ignatianisch geprägte Jugendpastoral ist darauf bedacht, „sich Heranwachsenden in ihrer Suche nach Sinn, Liebe und Freiheit in hoffnungsvollen und mehr noch in hoffnungslosen Situationen bedingungslos zuzuwenden und sie bei der Entdeckung der eigenen Berufung zu begleiten“[21].

3.2.2 Der Ausgangspunkt: Erstmal das Gespräch über das, was persönlich bedeutsam ist

Was mir persönlich wichtig ist, wird immer meine persönliche Entscheidung bleiben, auch wenn andere meinen, sie wüssten, was das Beste für mich ist. In all ihrer Unsicherheit im Umgang mit der Welt, drückt diese Erkenntnis treffend das Selbst-Bewusst-Sein, oder besser gesagt das Selbst-Bewusst-Werden, von Jugendlichen aus. Sie beschreibt schlicht und ergreifend den Schritt, für das eigene Leben Verantwortung zu übernehmen. Und sobald Worte wie „Es ist aber mein Leben!!!“ nicht mehr nur artikulierten Protest gegen Erziehungsberechtigte darstellen, sondern im Herzen angenommen sind und das Denken des jungen Menschen prägen, kann wohl davon gesprochen werden, dass Jugendarbeit ihr Ziel erreicht hat.

Kirchenamtliche Dokumente wie die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils oder der Beschluss der Würzburger Synode zur Jugendpastoral greifen dies deutlich auf und fordern, vom Menschen her gedacht, ein weites Denken für die Pastoral ein. Doch auch wenn dies selbstverständlich erscheint, muss eines leider immer wieder neu errungen werden: Nicht nur die explizit religiöse Rede über Gott ist Glau-

[18] Albert Biesinger u.a., Wenn der Glaube in die Pubertät kommt. Ein Ratgeber für Eltern, 2005, 30.
[19] Dieser Aspekt wird besonders relevant, wenn über die Bedeutung von Vertrauen für die Jugendpastoral gesprochen wird; siehe hierzu Punkt 3.2.3.
[20] Klaus Mertes, Verantwortung lernen. Schule im Geist der Exerzitien, 2004, 25.
[21] Philipp Görtz, Nach den Sternen greifen. Ignatianische Schulpastoral und Kollegseelsorge. Konzeptionelle Erwägungen und Konkretisierungen, Bonn 2010, 177.

benskommunikation und nicht nur die Feier von (Jugend-)Gottesdiensten ist Jugendpastoral. Diese Verengung macht ganz klar den zweiten Schritt vor dem ersten und trägt die Gefahr in sich, nicht anschlussfähig an die Lebenswelt des bzw. der einzelnen Jugendlichen zu sein, d.h. der normale Alltag wird zu wenig beachtet bzw. wertgeschätzt, indem einfach darüber hinweg gegangen wird.

Glaubenskommunikation ist somit primär ein Akt des Hörens auf das, was Jugendliche beschäftigt, und eine tiefe Wertschätzung dessen, was für sie von Bedeutung ist. Es muss zu allererst um das gehen, „was den Menschen unbedingt angeht“[22]. Nicht selten ist eine Person, die ihnen zuhört und nachfragt („Was tust du? Warum?“), für Jugendliche die erste Gelegenheit, darüber nachzudenken, was ihnen wichtig ist, und dann auch darüber zu sprechen. So ist bereits hier eine Vertiefung eigener Erfahrungen möglich. Stoßen Jugendliche dann hierbei auf Fragen oder Unklarheiten, kann daran mit der Rede von einem Gott, der jeden Menschen bedingungslos annimmt und liebt, angeknüpft werden. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden dabei wiederum durch das Transparent-Machen ihrer eigenen Erfahrungen mit Gott und in der Gemeinschaft mit anderen und dessen, was ihnen selbst wichtig ist, zu Zeuginnen bzw. Zeugen und zu Gesichtern für diese Frohe Botschaft. Sich der eigenen Überzeugungen bzgl. Theologie, Glauben, spiritueller Praxis bewusst zu sein und die persönliche Bedeutsamkeit für die Jugendlichen sichtbar zu machen, ist häufig angebrachter als übertriebene Zurückhaltung.

3.2.3 Die Erfolgsgaranten: Vertraute Menschen und vertraute Methoden

Die Würzburger Synode wählte bewusst den Ausdruck „Angebot“[23] und fordert damit die in der Jugendpastoral Tätigen auf, die Jugendlichen selbst entscheiden zu lassen, wem und was sie Platz in ihrem Leben geben. Leichter gesagt als getan, handelt es sich bei diesem Angebot doch nicht um irgendwelche Produkte, die im oft postulierten Markt der Antworten auf Lebensfragen vertrieben werden, sondern um eine Person, sei es eine jugendliche Leiterin oder ein hauptberuflicher Mitarbeiter, die mit den eigenen Erfahrungen das „personale Angebot“ bildet und davon ausgehend „Sachangebote“ macht. Wird dieses Angebot trotz vielseitiger Kommunikationswege nicht angenommen, kommen also Jugendliche zu der Entscheidung, in ihrem Leben keinen Platz für eine Veranstaltung zu schaffen, so dass diese damit ausfällt, neigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dazu, dies als Anfrage an die eigene Person und Professionalität zu verstehen. Auch im Rahmen von „ICH-WIR-HIER“ konnte nicht jede Maßnahme, die zeitlich und örtlich gebunden war, im ersten Anlauf durchgeführt werden oder es gab Abmeldungen von erwarteten Teilnehmerinnen und Teilnehmern in letzter Minute.

Die Schuld hier bei vollen Terminkalendern zu suchen, entlastet und tröstet zwar, doch sind unsere Folgerungen aus dem Projekt andere. Hinsichtlich derer, die kamen, und derer, die einem bestimmten Angebot fern blieben, wird deutlich, welche Rolle die

[22] Tillich, Paul, Die Frage nach dem Unbedingten, Schriften zur Religionsphilosophie, Stuttgart 1964, 40.
[23] Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschluss: Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit, Nr. 4.

bestehenden Beziehungen spielten. So konnte der Flyer noch so schön und die Werbung in sozialen Netzwerken noch so intensiv sein, es war doch meistens der persönliche Kontakt (auch über neue Medien) zu einer Person, welche bereits Teil der Lebenswelt des bzw. der Jugendlichen war, die zur Teilnahme motivierte. Zu berücksichtigen ist dabei selbstverständlich, dass es sich bei spirituellen Angeboten wie „ICH-WIR-HIER“ um keine „leichte Kost“ handelt. Die „Suche nach heiligen Orten im eigenen Leben“ setzt ein hohes Maß an Vertrauen zu derjenigen Person voraus, die mich auf dieser Suche begleiten möchte. Diese Person muss nicht zwangsläufig die Leiterin bzw. der Leiter der Maßnahme sein. Vor allem Gleichaltrige, die sich zur selben Veranstaltung angemeldet haben, sind für andere Gewährsleute. Sie ermutigen dazu, sich ebenfalls auf neue Inhalte und fremde Personen einzulassen und so der Leitung einen Vertrauensvorschuss zu geben.

Bei niederschwelligeren Angeboten, die sowohl zeitlich als auch vom persönlichen Einbringen her ein geringeres Engagement forderten, trat der Faktor der persönlichen Beziehung in den Hintergrund. Hier war es wichtiger, dass die eingesetzten Medien oder die Methoden bereits in der Lebenswelt der Jugendlichen vorkommen, also eigentlich gar nichts Neues boten. Daraus ergab sich das Vertrauen, man könne nichts falsch machen bzw. das Gefühl eines „Heimspiels“.

So kommt man auch hinsichtlich des Lebensweltbezugs Jugendlicher schnell zu der Erkenntnis, dass es beim Konzipieren explizit spiritueller Angebote erst nachrangig darum geht, was dabei thematisiert wird. Im Blick müssen von Anfang an die Menschen sein, die daran teilnehmen. Dabei reicht es nicht aus, zielgruppenspezifisch zu arbeiten. Vielmehr steht auch die Frage im Vordergrund, von wem ein spezifisches Angebot ausgeht bzw. wer für dieses Angebot steht und in welcher Beziehung er bzw. sie zu den Jugendlichen steht.

3.2.4 Das Kraftzentrum: Die wert-volle Gemeinschaft[24]

Jugendliche leben in ihrem Alltag in verschiedenen Gemeinschaften: der Klassengemeinschaft, dem Sportverein, der Clique usw. Als wertvoll empfinden sie jedoch diejenige Gemeinschaft, in der sie nicht nur Spaß haben können, sondern noch vieles darüber hinaus. Im Projektkontext wurden als eine solche Gemeinschaft vor allem die Familie und der Jugendverband benannt.

Anforderungen und Bewertungen prägen sehr stark das Leben von Jugendlichen. Darüber hinaus ist die Individualisierung ein gesetztes Vorzeichen für unsere Gesellschaft und damit auch für das Denken, Fühlen und Handeln von Jugendlichen, gemäß dem Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Krisen und Misserfolge werden vorrangig als persönliches Versagen interpretiert. Die Leistung zählt mehr als die Person. Nur wer etwas leistet und sich „mainstream-konform“ verhält, ist etwas wert. Eine – im

[24] Mehr zu diesem Verständnis von „wertvoller Gemeinschaft“ im Jugendverband findet sich im „Profil“, d.h. der verbandlichen Selbstdarstellung der J-GCL, siehe J-GCL-Bundesverbände (Hrsg.), Profil der J-GCL, Augsburg, 3. Auflage 2009, 9-16. In diesem ersten Teil des Profils sind die Grundhaltungen und Werte genauer erläutert, die von den Mitgliedern der J-GCL als besonders bedeutsam angesehen werden: Gemeinschaft, Individualität, Freundschaft, Verantwortlichkeit, Demokratie, politisches Engagement, soziale Kompetenz und Glauben.

sozialen wie auch in einem geistlichen Sinn – wertvolle Gemeinschaft kann hier ein wichtiges Gegengewicht sein, indem sie ihre Mitglieder wertschätzt und akzeptiert, auch wenn sie anders sind oder denken als der gesellschaftliche bzw. der Gruppen-„Mainstream“[25]. Im Rahmen unseres Projekts IWH hat sich gezeigt, dass es nicht irgendein Dazugehören, irgendeine Gemeinschaft ist, die Jugendliche zutiefst brauchen und suchen, sondern eine sie akzeptierende und in ihrer Eigenheit wertschätzende. Dies gilt auch, wenn es um die Gemeinschaft Kirche geht. Gefragt, welche Kirche sie sich wünschen, antworteten jugendliche Mitglieder der Bundesleitung: „Eine, die Jugend Jugend sein lässt und die sagt: 'Ihr müsst nicht so sein, wie wir euch haben wollen!'“

Das leistungsorientierte und individualisierte Klima fordert von den Jugendlichen vor allem Funktionieren, lässt wenig Raum für Essentielles, auch für den Austausch darüber. So findet auch die Suche nach Werten und Sinn oft individuell und isoliert statt. Für Jugendliche, die im Herauswachsen aus ihrer Herkunftsfamilie neue „kollektive Beheimatungen“ suchen, kann eine wertvolle Gemeinschaft der Raum sein, wo sie das äußern und sich damit auseinandersetzen können, was ihnen beim Erwachsenwerden jenseits von Leistung und Funktionieren wichtig ist. Hier wird im jugendpastoralen Optimalfall auch ihr Bedürfnis befriedigt, gemeinsam nach Werten für das persönliche und das gemeinsame Leben (ob nun in der Gruppe oder der Gesellschaft) zu suchen[26]. Gemeinschaft ist also auch dann wertvoll, wenn sie Leben reflektiert entlang der Fragestellung: Was sind meine, was sind unsere gemeinsamen Werte, an denen wir unsere Haltung, unser Verhalten, unseren Lebensstil, kurz: unser Leben und unseren Glauben ausrichten (wollen)?

Wertvoll ist eine Gemeinschaft auch, wenn sie das schult, was sowohl für die Entwicklung der Jugendlichen wie auch für die unserer Gesellschaft und Kirche so dringend gebraucht wird: die Fähigkeit, gemeinsam Durststrecken, Konflikte und Krisen konstruktiv zu meistern.

Eine solche wertvolle Gemeinschaft schafft Sicherheit und kann als verlässliches Basislager für Alteritätserfahrungen und für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, auch der eigenen Glaubenspraxis, dienen. Gefragt nach heiligen Orten im eigenen Leben, spielte die im Jugendverband erfahrene Gemeinschaft immer eine zentrale Rolle, geschildert auch als Heimat, von der aus sich Jugendliche gerne in Kontakt mit bislang Fremdem und in Austausch mit bisher unbekannten Personen begeben.

3.2.5 Die Herausforderung: Das Überwinden von Sprachbarrieren

Eigener Glaube und Spiritualität gelten als sehr intim. Sie haben schon fast den Rang eines gesellschaftlichen Tabus. Das Anliegen einer subjektorientierten Jugendpastoral kann Hauptberufliche dazu verleiten, sich aus scheinbar professionellen Gründen zurückzuhalten und gegenüber Jugendlichen nicht für eigene Überzeugungen einzu-

[25] Vgl. Individualität, in: J-GCL-Bundesverbände (Hrsg.), Profil der J-GCL, Augsburg 3. Auflage 2009, 10.
[26] Vgl. Spiritualität und Werte, in: J-GCL-Bundesverbände (Hrsg.), J-GCL-Bildungsstandards, Augsburg 2006, 7.

stehen. So verblasst die Leidenschaft der Seelsorger und Seelsorgerinnen, welche anfangs oft Grundlage für die Berufswahl war. Jugendliche nehmen ihr erwachsenes Gegenüber dann oft nicht als Person wahr, die für etwas einsteht und damit Orientierung im pluralen, gesellschaftlichen System geben kann. Dies kann ein Grund sein, warum sich Jugendliche mit ihren existenziellen Fragen, die sie ja laut diverser Studien durchaus haben, eher selten an ältere bzw. hauptberufliche Ansprechpersonen wenden.

Ein anderer Grund kann sein, dass Jugendliche eingeschüchtert sind von dem reichen Erfahrungsschatz, den jugendpastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch Ausbildung und Studium sowie dem langjährigen Einüben spiritueller und ritueller Praktiken aufbauen konnten. Damit trauen sie sich nicht zu, über derartige Themen mit Erwachsenen auf Augenhöhe zu kommunizieren. Während es Seelsorgerinnen und Seelsorgern ein Anliegen ist, Spiritualität gerade nicht wie Lernstoff zu vermitteln, haben Jugendliche sehr wohl oft den Eindruck, man müsse Formen gelebten Glaubens ähnlich einer Fremdsprache erlernen, um sich dann darin sicher zu bewegen. Es schwingt oft die Angst mit, eine Frage könnte eine „blöde Frage“ sein oder man könnte beim kollektiven Ausüben von Ritualen, wie beispielsweise auch die Eucharistiefeier eines ist, aus der Reihe tanzen oder etwas falsch machen.

Die Versuche, Glaube lebendig und erfahrbar zu machen, erfordern „Fremdsprachenkenntnisse“ auf Seiten der Erwachsenen, die mit ihren spirituellen Themen an die Erfahrungswelt Jugendlicher anknüpfen wollen. Mittel und Wege, sich derartige Kenntnisse anzueignen, sind äußerst schwierig. Jugendliche bewegen sich „24/7“ in ihrer Lebenswelt, eignen sich dort ihren Stil an und kopieren Verhaltensweisen, die einem ständigen Wechsel unterworfen sind. Das Lernen einer gewissen Ausdrucksweise durch Menschen, die außerhalb dieses Erfahrungsraums leben, ist daher nur von kurzer Aktualität. Und die zumeist unauthentische Übernahme ihrer Ausdrucksweise wird von Jugendlichen nicht selten als Versuch der Anbiederung verstanden.

Glaubenskommunikation scheint daher beinahe zum Scheitern verurteilt. Doch bringt eine Entwicklung, die auf den ersten Blick eher zum Bedauern als zum Jubeln anregt, hier neue Chancen mit sich. Die Rede ist von der Segmentierung der Lebenswelten, also der Tatsache, dass Jugendliche in unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Rollen einnehmen. So teilen die meisten Mitglieder der J-GCL zwar durchaus eine Verbandsidentität und verstehen sich durchaus als J-GCLerinnen und J-GCLer, doch beschränkt sich dies eben nur auf einen bestimmten Teil der eigenen Identität. Nebenbei ist man nämlich noch vieles andere: Volleyballerin, Schülersprecher, derjenige, von dem die anderen immer die Latein-Hausaufgabe abschreiben, schwieriger (weil pubertierender) Sohn, Oberministrantin, bester Freund oder beste Freundin. Den Jugendlichen bzw. die Jugendlichen in der Gesamtheit zu erfassen, wäre aussichtslos. Doch bietet die Vielschichtigkeit immer wieder kleine Anknüpfungspunkte. Mit der Verbandsidentität ist damit meist ein erster gegeben, doch ist dies ja nicht zwangsläufig der Aspekt, aus dem sich spirituelle Fragen ableiten. Vielmehr bildet der Verband einen Ort, an dem man sich – aus unterschiedlichen Lebenswelten kommend – trifft. Auch bei den hauptberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist ja das Mitarbeiter- bzw. Mitarbeiterinsein nur ein Teil dessen, was sie ausmacht, viele weitere Aspekte ihrer Persönlichkeit „bleiben zuhause“. Dass dies bei den Jugendlichen genauso ist, gilt es

zu akzeptieren und muss ihnen auch zugestanden werden. So kann ein Dialog auf Augenhöhe beginnen, bei dem man voneinander weiß, dass beim Gegenüber noch vieles zu entdecken ist.

Eine „Entdeckungsreise“ bietet sich an und kann dann Gelegenheit sein, in der jeweils eigenen Sprache Überzeugungen zum Ausdruck zu bringen, die die andere Seite einladen, selbst etwas von sich preis zu geben. Ohne dass man deswegen gleich befürchten müsste, dass Rollenunterschiede unangemessen verwischt werden, kann so erfahrbar werden: Beide sind Menschen unterwegs mit Wünschen und Träumen, Stärken und Schwächen, beide haben keine fertigen Antworten auf alle Fragen – sind Menschen auf der Suche nach gelingendem Leben und nach Gott. In diesem Sinn ist „'Gott entgegenzweifeln' mit den Jugendlichen ... manchmal aufreibend, meist aber eine sehr interessante Aufgabe.“[27] Wenn solche Begegnung gelingt, ist trotz unterschiedlicher Herkunft und Sprache eine neue Ebene erreicht, die zu weiteren Schritten einlädt.

3.2.6 Der Selbstanspruch: Freiräume bieten und Dürfen statt Müssen

Im Vergleich zu früheren Zeiten erleben sich Jugendliche heute in der Situation, sehr vieles zu müssen. Ich muss während der Schulzeit einen Auslandsaufenthalt hinkriegen, ich muss lernen und meine Schulleistungen bringen, ich muss Sport treiben, mich um mein Outfit kümmern, Zeit haben für meine Familie, meine Freundinnen und Freunde und vieles mehr. Das, obwohl sich die Schulzeit und damit auch die frei gestaltbare Zeit verkürzt und komprimiert. Vielen weiblichen Jugendlichen begegnet als Standard-Rollenvorgabe: „Ich muss alles sein und schaffen: liebevolle Mutter, erfolgreiche Berufstätige, pflegende Schwiegertochter, schöne und erotische Frau usw.“, männliche Jugendliche bzw. junge Erwachsene finden sich oft in einer Orientierungslosigkeit wieder zwischen Erwartungen und Rollenanforderungen in der Partnerschaft, am Arbeitsplatz, in der Familie auf der einen und den eigenen Wünschen auf der anderen Seite.

Jugendpastoral ermöglicht im besten Fall hierzu Gegenerfahrungen. Sie sollte lokale und zeitliche Räume bieten, in denen Jugendliche sich einfach entspannen und durchatmen können. Jugendpastorale Angebote können im erwartungsreichen Alltag von Jugendlichen viele wohltuende und förderliche Funktionen haben. Sie können Tankstellen sein, um wieder zu neuer Kraft zu kommen. Sie können Anfrage sein, wie Gesellschaft und Leben in Deutschland funktioniert und wie sich die Jugendlichen – oft im Gegensatz dazu – ihre Zukunft vorstellen. Sie können Unterbrechung sein, das Hamsterrad des bloßen Funktionieren-Müssens anhalten und Raum schaffen für das Herausfinden und Umsetzen eigener Wünsche und Möglichkeiten. Sie können Räume sein, die eigene Gestaltungs- und Wirkungsmacht zu erleben, Räume also gegen das Gefühl des Ausgeliefertseins und für die Hoffnung, dass es anders werden kann. Diese Reihe wäre sicher noch weiter fortführbar. Viel Essentielles wird also möglich, wenn Jugendpastoral Freiräume bietet. Viel Essentielles wird verhindert, wenn sie es nicht tut.

[27] Albert Biesinger, Werner Tzscheetzsch, Wenn der Glaube in die Pubertät kommt. Ein Ratgeber für Eltern, Freiburg 2005, 37.

3.3 Jugendverbände als Orte der Glaubenskommunikation

Durch ihr Selbstverständnis und ihre Struktur können gerade Jugendverbände ein günstiges Klima für Glaubenskommunikation mit Jugendlichen bieten.

Ganz wesentlich ist hier eine Kultur des Miteinanders, die Vielfalt nicht nur respektiert, sondern auch schätzt. Die ausgeprägte Haltung von Akzeptanz, die viele verschiedene Typen von Jugendlichen in den jugendverbandlichen Alltag integriert, nehmen Jugendliche wahr und bezeichnen sie selbst als „das Christliche an uns“. So äußerte ein Teilnehmer: „Es gibt Typen, die würden in 'nem Sportverein sofort rausfliegen (weil sie Sonderlinge sind). Bei uns dürfen die mitmachen.“ Solche Äußerungen aufzugreifen und den Zusammenhang zwischen der Kultur des Miteinanders und ihrer christlicher Grundlage bewusst zu machen, bietet Anknüpfungspunkte für Glaubenskommunikation. In unserem Projekt haben wir versucht, diesen Aspekt in der Dimension „WIR“ aufzugreifen.

In kirchlichen Jugendverbänden engagieren sich auch in religiöser Hinsicht sehr unterschiedliche Jugendliche: von „klassisch kirchlich Sozialisierten“ bis hin zu Jugendlichen, die mit dem christlichen Glauben noch wenig Kontakt hatten, und von fest Überzeugten bis hin zu (in ihrer gegenwärtigen Lebensphase) sehr Skeptischen. Wie oben bereits ausgeführt, bietet sich in der gemeinsamen Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben ein wichtiges Lernfeld, um den eigenen Standpunkt zu klären und zu einer reflektierten persönlichen Glaubensentscheidung zu finden.

Freiwilligkeit als wichtiges Grundprinzip der Jugendverbände bietet die nötige Freiheit, das Angebot zur Glaubenskommunikation anzunehmen oder abzulehnen. Nicht zu unterschätzen ist jedoch ein zweiter Aspekt der Freiwilligkeit. Sie trifft gewissermaßen eine Vorauswahl, die gewährleistet, dass die Teilnehmenden dort auf Gleichgesinnte, d.h. auf ebenfalls Interessierte treffen. Gerade für Jugendliche, die sich als Christinnen bzw. Christen in ihrem Alltag unter Gleichaltrigen manchmal wie Exotinnen und Exoten vorkommen, ist dies eine enorm wichtige Erfahrung.

Auch das jugendverbandliche Prinzip der Selbstorganisation bietet Chancen für Glaubenskommunikation. Dadurch, dass Jugendliche Jugendliche leiten, sind es auch (ältere) Jugendliche, die in Gruppenstunden, im Rahmen von Schulungen, Wochenendveranstaltungen o.Ä. andere (jüngere) Jugendliche bzw. Kinder mit spirituellen Impulsen konfrontieren oder theologische bzw. religiöse Fragen thematisieren. Dadurch, dass sie den Kindern und Jugendlichen nicht nur altersmäßig, sondern auch bezogen auf ihre Lebenswelt näher sind als Erwachsene, fällt Glaubenskommunikation oft leichter. Dabei muss gewährleistet sein, dass Jugendliche in Leitungsfunktion hier Schulung und Unterstützung durch Hauptberufliche in der Jugendpastoral bekommen.

Jugendverbände bieten außerdem Kontinuität von Bezugspersonen, von Gruppen und oft von jugendgemäßen Angebotsformaten. Das bedeutet für Glaubenskommunikation, dass Vertrauen als Grundvoraussetzung von Glaubensgesprächen wachsen kann, und bietet vor allem die zum Gewinnen von Sprachfähigkeit notwendige Möglichkeit, das Gespräch über Glaubensfragen einzuüben. Das Einüben ist ein Prinzip, dessen Bedeutung bereits Ignatius von Loyola erkannt und betont hatte. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass in Zeiten immer neuer und anderer Events von vielen Jugendlichen gerade schlichte, sich wiederholende spirituelle Formen geschätzt werden.

Auch im Rahmen des Projekts „ICH-WIR-HIER“ haben wir beispielsweise wieder sehr gute Erfahrungen mit dem „Gebet der liebenden Aufmerksamkeit“ und abendlichen „Magis-Runden“ gemacht. Diese bewährten Formen ignatianischer Spiritualität regen in ihrer Schlichtheit dazu an, im eigenen alltäglichen Erleben Spuren Gottes zu entdecken und diese auch ins Wort zu bringen.

Ein Trumpf, den die Jugendverbandsarbeit noch ins Spiel bringen kann, ist der potentiell weitreichende multiplikatorische Effekt der Arbeit. Wenn Multiplikatorinnen und Multiplikatoren als Teilnehmende spirituelle Angebote, Methoden oder Diskussionen erleben, die sie selbst ansprechen, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen, dass sie diese in ihrer eigenen (Gruppen-)Leitungstätigkeit weitertragen, d.h. selbst Ähnliches für Jugendliche in ihrem Wirkungsbereich anbieten. Dieser Effekt und das Bedürfnis nach „Weitergabe“, auch bezogen auf spirituelle Erfahrungen im Verband, zeigt sich nicht zuletzt in Wahlreden von Bundesleitungskandidatinnen und -kandidaten. Nicht wenige junge Erwachsene, die in den J-GCL auf Bundesebene für ein Leitungsamt kandidiert haben, begründeten ihre Entscheidung zur Kandidatur damit, dass sie selbst durch den Verband sehr viel Wertvolles für ihr Leben und Glauben gelernt und erfahren haben und durch ihr Engagement im angestrebten Amt sicherstellen wollen, dass auch weiter Kinder und Jugendliche diese Erfahrungen machen können.

3.4 Erfahrung von Verbundenheit als Kern von Spiritualität und ihrer Entwicklung

Jugendliche erleben in ihrem Alltag immer mehr Segmentierung von Lebenswelten, Rollen, Anforderungen und Angeboten. Gegenerfahrungen dazu unterstützen Jugendliche dabei, sich als ganze und als eine Person, d.h. sich in ihrer Identität zu erleben und zu entwickeln. Dieses Sich-ganz-und-eins-Fühlen gibt (nicht nur) Jugendlichen Energie, die ihnen u.a. Leistungs- und Erfolgsdruck, Hetze und Segmentierung ihres Alltags oft genug rauben.

Unsere Erfahrung aus dem Projekt „ICH-WIR-HIER“ zeigt, dass Jugendliche für die Förderung ihrer persönlichen, politischen und vor allem auch spirituellen Entwicklung die

integrative Erfahrung von Verbundenheit brauchen. In verschiedenen Arten von Verbundenheit transzendierten Jugendliche im Rahmen des Projekts „ICH-WIR-HIER“ ihre persönliche Individualität, überschritten für sie bislang geltende Grenzen und konnten so Einheit, Gemeinsamkeit und spirituelles Wachstum erfahren:

>> Verbundenheit zwischen Gleichaltrigen – im Sinne einer wert-vollen, weil zugewandten, verlässlichen und reflektierenden Gemeinschaft

Durch IWH konnten Jugendliche erfahren, dass für sie als Jugendliche eine wertschätzende, reflektierende und sinnsuchende Gemeinschaft (WIR) ein verlässliches Basislager und die Gruppe ein „Kraftwerk“ sein kann, in der sie ihr ICH und den Reichtum ihres Lebens entdecken, essentielle Fragen stellen sowie sich jetzt im HIER verantwortlich zu engagieren lernen können.

>> Verbundenheit zwischen Lebensbereichen – zwischen eigener Person, einer Gemeinschaft und Engagement im sozialen Nahraum sowie zwischen virtuellem und realem Raum

Durch IWH konnten Jugendliche erfahren, dass das Individuum, die Gemeinschaft und das verantwortliche Tun für andere im sozialen Nahraum nur in der Verbundenheit und im Austausch miteinander bereichert werden. „Ich“ werde ich am Du. Eine für andere offene Gemeinschaft funktioniert nur, wenn sich die einzelnen Individuen einbringen und wenn wir uns füreinander einsetzen und aktiv öffnen. Auch durch jugendpastorale Angebote im Wechsel zwischen und im Miteinander von virtuellem und realem Raum konnten sie Getrenntes für sich verbinden und diese Verbundenheit als bereichernd wahrnehmen.

>> Verbundenheit zwischen bisher unverbundenen Menschen

Durch IWH konnten Jugendliche erfahren, dass es sich lohnt, sich auf bisher Fremde und auf Neues einzulassen, dass Begegnungen ihren Horizont weiten und ihre Freude am Entdecken für die Zukunft fördern.

>> Verbundenheit zwischen Alltagsleben und Glauben

Durch IWH konnten Jugendliche erfahren, dass es das eigene Leben und das anderer vertieft und bereichert, das mit Gott in Verbindung zu bringen, was die Jugendlichen in sich, miteinander und mit anderen erleben. Sie konnten erfahren, dass sie in einem spirituellen Suchprozess als Gruppe Kirche leben können, d.h. herausfinden, wie sie als Gemeinschaft spirituelle Praxis entwickeln können, die zum einen bei ihren persönlichen Fragen und Bedürfnissen ansetzt, zum anderen sich für andere im sozialen Nahraum engagiert.

Wichtig für Jugendliche ist dabei nicht nur die Verbundenheit und Verbindung an sich, sondern auch ihre Ausgewogenheit, z.B. eine ausgewogene Verbindung von Vertrautem/Vertrauten und Fremdem/Fremden, von Freiraum/Sein-Dürfen und Input/Herausforderung von „außen“, von verschiedenen Lebensbereichen, von Alltag und Glauben, von ICH, WIR und HIER, von ...

Die hohe Bedeutung von Verbundenheit („connectedness“) betont auch Anton Bucher in seinem Resümee nach der Untersuchung vieler qualitativer Studien zu Spiritualität.[28] Absicht dieser Studien war, Spiritualität so zu rekonstruieren, wie sie für die Befragten ist und wie sie sich auswirkt. Laut seiner Studien-Auswertung ist für die Interviewten das entscheidende Kriterium für Spiritualität Verbundenheit und Beziehung, sowohl vertikal (mit Gott bzw. dem Übernatürlichen) als auch horizontal (mit den Mitmenschen, der Natur und dem Selbst).[29] Verbundenheit also als Kern und Konstitutivum von Spiritualität und ihrer Entwicklung.

Wenn wir Jugendlichen ermöglichen wollen, dass sie sich und ihre Spiritualität entwickeln, so müssen wir ihnen Erfahrungsfelder bieten, in denen sie Verbundenheit wahrnehmen und einüben können: Verbundenheit mit sich selbst, mit der Natur, mit anderen und mit Gott.

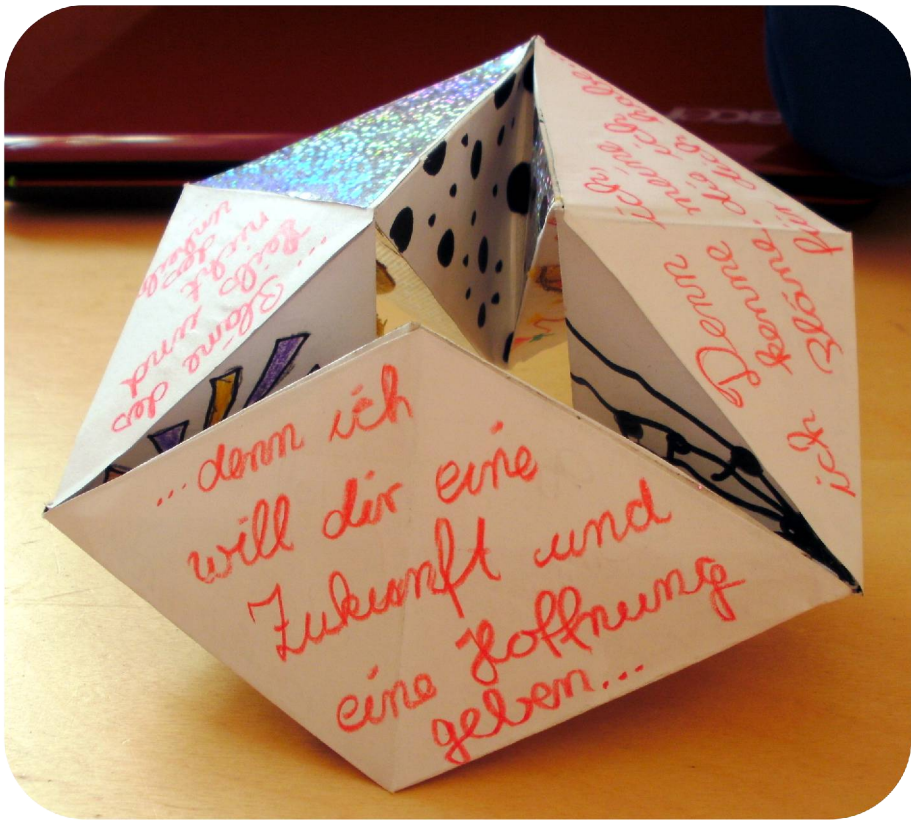

Abb. 6: Ein so genannter „Kaleidozyklus“, wie er im Rahmen der Woche gemeinsamen Lebens in Landau in der Pfalz entstanden ist.

[28] Vgl. Anton Bucher, Psychologie der Spiritualität, Weinheim und Basel 2007, 24-34.
[29] Anton Bucher, Psychologie der Spiritualität, Weinheim und Basel 2007, 33.

Kontakt:

Jugendverbände der
Gemeinschaft Christlichen Lebens

Sterngasse 3
86150 Augsburg

Tel.: 0821 3199-804
Fax: 0821 3199-805

mail@j-gcl.org · www.j-gcl.org